

*Studienreihe der Japanischen Gesellschaft für Germanistik 138*

# Gefühlsunordnungen

Heinrich von Kleist und die romantische Ökonomie der Affekte

Herausgegeben

von

Thomas PEKAR / Thomas SCHWARZ

JGG Tokyo



日 本 独 文 学 会 研 究 叢 書 138

## 感情の無秩序

— ハイน์リヒ・フォン・クライストと情動のロマン主義的エコノミー —

トーマス・ペーカー / トーマス・シュヴァルツ 編

一般社団法人日本独文学会

本叢書は、春季・秋季研究発表会におけるシンポジウムの記録のため、日本独文学会が（2017年以降は学会ホームページにおいて）発表の場を提供しているものです。叢書の編集は、学会編集委員等による査読制をとらず、各編集責任者に完全に任されています。

Mit der Studienreihe (SrJGG) bietet die Japanische Gesellschaft für Germanistik den einzelnen Veranstaltern der Symposien in den Frühlings- und Herbsttagungen die Möglichkeit, die Beiträge und die Diskussionsinhalte der Symposien zu dokumentieren und (seit 2017 im Internet) zu publizieren. Die Artikel sind nicht von der JGG-Redaktion peer reviewed, sondern werden ausschließlich von den jeweiligen Herausgebern wissenschaftlich-redaktionell zusammengestellt.

# Inhaltsverzeichnis

Thomas PEKAR / Thomas SCHWARZ

Einleitung ..... 1

Yixu LÜ

Kleists *Penthesilea*.

Die Verrätselung des Tragischen und das Verhängnis der Liebe ..... 9

Thomas PEKAR

Das Paradies als paradoxe Strukturformel in

Kleists Novelle *Das Erdbeben in Chili* ..... 25

Arne KLAWITTER

Rechtsgefühl und Gewalteskalation in Kleists *Michael Kohlhaas* ..... 39

Hirosuke TACHIBANA:

Die elektrisierte Nation. Zum Bild der unkontrollierbaren Menschenmenge in

Heinrich von Kleists *Abendblatt*-Artikel über die preußische Finanzreform ..... 49

Thomas SCHWARZ

„Begierde und Angst“.

Die Abjektion der Hybridität in Kleists Haiti-Novelle ..... 63

Thomas PEKAR

Diskussion ..... 87

Autorenverzeichnis ..... 91



# Einleitung

Thomas PEKAR / Thomas SCHWARZ

In westlichen Kulturen gibt es seit der Antike eine lange Tradition, die darauf besteht, Affekte, Gemütsbewegungen und Leidenschaften wie Schmerz und Lust, Hass und Wut, Liebe oder Freude zu regulieren. Ansonsten drohten ungezügelter Ausbrüche, die zu persönlichen Katastrophen führen oder gar in leichtfertig entfesselte Kriege münden können. Die Affekte sind Gegenstand von Theorien und Künsten, von diskursiven Kontrollen und gesellschaftlich-ökonomischen Codierungen.<sup>1</sup> Aus Platons *Politeia* (~380 v. u. Z.) stammt die Ablehnung einer Dichtkunst, die Affekte zu stimulieren vermag. Gegen sie mobilisiert die politische Ethik in ihrer klassischen Version die Vorstellung, dass man die Ausübung von Macht an Affektregulierung binden müsse. Ihr Credo lautet, nur wer sich selbst beherrscht, kann andere beherrschen. Symptomatisch für die überragende Bedeutung der Affektkontrolle in der Geschichte des Abendlands ist die Tatsache, dass Norbert Elias sie zum Gradmesser für den Fortschritt des Zivilisationsprozesses erhoben hat.<sup>2</sup>

Die Problematisierung der Affekte in der europäischen Neuzeit hängt auch mit der Schwierigkeit zusammen, die Bedeutung der emotiven Zeichen zu vereindeutigen, derer sich die Sprache der Liebe bedient. Roland Barthes hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Verunsicherung der mit diesem Enigma Konfrontierten das Bedürfnis nach einer „Enzyklopädie der affektiven Kultur“ weckt.<sup>3</sup> Um Ordnung in die Gefühlswelt zu bringen,

- 
- 1 Seit der Antike geht es um eine Erziehung der Affekte, z. B. durch Kunst: Für den „ästhetische[n] Affektbegriff [...] erschienen namentlich die heftigen, ungezügelter Affektregungen als untauglich für tugendhaftes, vernunftgemäßes Handeln“ (Hartmut Grimm: Affekt. In: *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, hg. v. Karlheinz Barck u. a. Bd. 1. Stuttgart/Weimar: Metzler 2000, S. 16–49, hier S. 17).
  - 2 Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Bd. 2: *Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation* (1939). Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976.
  - 3 Roland Barthes: *Fragmente einer Sprache der Liebe* (1977). Übersetzt von Hans-Horst Henschen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988, S. 20, 145, vor allem 258ff.: Dem „liebenden Subjekt“ stehe „keinerlei sicheres Zeichensystem zur Verfügung“.

reagieren die deutschsprachigen Lexikographen um 1800 mit Systematisierungsversuchen. In Johann Christoph Adelungs Wörterbuch heißt es in den Ausgaben von 1793 und 1811, dass der „Affect“ ein „hoher Grad einer Gemüthsbewegung und dessen Ausbruch“ sei. Mit „Leidenschaft“ bezeichne man eher „eine zur Fertigkeit gewordene Gemüthsbewegung“. <sup>4</sup> Der Hallenser Philosophieprofessor Johann August Eberhard, Mitglied der Academie der Wissenschaft zu Berlin, hat 1795 ein Synonym-Wörterbuch herausgegeben. Dort erklärt er, dass es bei den Konzepten „Affect“, „Gemüthsbewegung“ und „Leidenschaft“ um ein starkes „Begehren und Verabscheuen“ gehe. Den „gelegentlichen, kurzdauernden Ausbruch“ einer „schlafenden Leidenschaft“ könne man „Emotion“ nennen. Die „Emotion“ lasse sich also anhand der eruptiven Kurzfristigkeit ihrer „Dauer von der Leidenschaft als habituellem Zustande“ unterscheiden. <sup>5</sup>

Immanuel Kants *Anthropologie* ist für die Forschung zur Ökonomie der Affekte und Leidenschaften um 1800 deshalb so interessant, weil sie sich als Folie lesen lässt, auf die sich Heinrich von Kleists Literatur zwar bezieht, von der sie sich aber auch gezielt abhebt. Kant pathologisiert sowohl den Affekt als auch die Leidenschaft. Wer „Affecten und Leidenschaften unterworfen“ sei, leide an einer „Krankheit des Gemüths“, weil „beydes die Herrschaft der Vernunft ausschließt“. Während der „Affect“ auf die Gesundheit „wie ein Schlagfluß“ wirke, sei die Leidenschaft einer „Schwindsucht“ oder „Abzehrung“ vergleichbar. Um den Unterschied zu verdeutlichen, greift Kant auch auf ein anderes kollektives Bild zurück, das die Handlung im Affekt zur Katastrophe stilisiert. Der „Affect“ wirke „wie ein Wasser“, das einen Damm durchbricht“, die Leidenschaft dagegen „wie ein Strom, der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt“. Die „Leidenschaft“ lasse sich von der Vernunft immerhin noch kontrollieren, auch wenn ihr das schwer falle. Das sei beim „Affect“ ausgeschlossen. Hier handle es sich um das „Gefühl

---

4 Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. Bd. 1, A–E, 2. Auflage, Leipzig: Breitkopf 1793, S. 173f. Vgl. Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, A – E. Revidiert von Franz Xaver Schönberger. Wien: Bauer 1811, S. 173f.

5 Johann August Eberhard: Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart. Nebst einem Versuche einer Theorie der Synonymik. Teil 1, A–E. Halle / Leipzig: Johann Gottfried Ruff 1795, S. 40–42.

einer Lust oder Unlust“, demgegenüber „die Ueberlegung“ ganz chancenlos sei. Zur Distribution im Gefühlshaushalt erklärt Kant, wo „viel Affect“ sei, finde man in der Regel „wenig Leidenschaft“. Den „Affecten“ bringt Kant zumindest insofern Wertschätzung entgegen, als sie „ehrlich und offen“ seien. Das Moment der „Ueberraschung“ allerdings mache fassungslos und führe zu übereilten Handlungen: „Was der Affect des Zorns nicht in der Geschwindigkeit thut, das thut er gar nicht; und er vergißts leicht.“<sup>6</sup> Wer vom „Affect“ ergriffen werde, der verhalte sich „einem Gestörten ähnlich“. Die Folge ist ein „Paroxysm“, eine unbesonnene, eruptive Handlung, die den Betroffenen „schnell darauf reuet“.<sup>7</sup> Der Mensch sei im „plötzlich erregten Affect“ ganz „ausser sich“, „in einer Ecstasis“.<sup>8</sup>

Eine romantische Intensivierung der Leidenschaften und ekstatischer Affekte wurde um 1800 als ein Problem empfunden. Im Kontext einer Geschichte der Affektregulierungen nimmt das Werk Kleists eine Sonderstellung ein, das eine Auseinandersetzung lohnt, werden darin doch immer wieder Affekte experimentell aus machtvollen, diskursiv-sozialen Verankerungen herausgerissen (zu denen auch die kontrollierte Innerlichkeit eines Subjekts gehört) und in ein „Milieu reiner Äußerlichkeit“<sup>9</sup> versetzt: Liebe, Hass und andere Emotionen wären dann nicht einfach unterschiedliche Gefühle, sondern eher flottierende Affekte, die in ihrer Dynamik austauschbar sind<sup>10</sup>, wie ‚Küsse‘ und ‚Bisse‘ in Kleists Drama *Penthesilea*, oder in sich schwankend, wie in seiner *Familie Schroffenstein*, wo im Affekttaumel und in „katastrophalen Affektkurven“<sup>11</sup> ein Totschlag aus ‚Versehen‘ geschieht.

Im Dezember 1810 publiziert Kleist in den *Abendblättern* eine „Paradoxe“ mit dem Titel „Von der Ueberlegung“, die das affektgesteuerte Handeln entschieden aufwertet.

---

6 Immanuel Kant: *Anthropologie in pragmatischer Absicht* (1798). 2. Aufl., Königsberg: Nicolovius 1800, S. 202–204.

7 Ebd., S. 205.

8 Ebd., S. 66.

9 Gilles Deleuze / Félix Guattari: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, hg. v. Günther Rösch. 6. Aufl., Berlin: Merve 2005, S. 488.

10 Die neuere Forschung spricht von einer „Affekt-Dynamik“ bei Kleist und davon, dass bei ihm eine „Liebes- oder Hassregung“ nicht „eindeutig [...] stabilisiert“ werden könne (Ulrich Port: *Gefühle und Affekte*. In: Ingo Breuer (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart/Weimar: Metzler 2013, S. 315–318, hier S. 316).

11 Ebd.

Der mit einem X signierte Text wendet sich gegen den angeblichen „Nutzen“ der „kaltblütigen und langwierigen [...] Ueberlegung“, die einer Handlung vorhergehen soll. Die Reflexion hemme und unterdrücke „vor der That“ nur „die zum Handeln nöthige Kraft, die aus dem herrlichen Gefühl quillt“. Nach der Tat könne man sich bewusst machen, „was in dem Verfahren fehlerhaft“ war, um „das Gefühl für andere künftige Fälle zu regulieren“. Die eigentliche Bewährungsprobe findet nicht auf dem Feld der romantischen Liebe, sondern explizit in der militärischen Praxis statt, also in der „Schlacht“.<sup>12</sup>

Friedrich Schiller begreift die Affekte der ‚schönen Seele‘ als geläutert. Sie habe das Sittengesetz schon soweit internalisiert, dass sie gar nicht mehr anders als intuitiv moralisch und pflichtbewusst handeln *kann*: „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen.“<sup>13</sup> Konstatieren lässt sich, dass im Laufe des 18. Jahrhunderts der Terminus ‚Affekt‘ zunehmend von dem „neue[n] Ausdruck ‚Gefühl‘ überlagert und dominiert“ wird.<sup>14</sup> Dieser Prozess scheint mit den Anspruch einer fortschreitenden Kontrolle und Entschärfung ‚starker‘ Affekte (wie Liebesleidenschaft, Hass, Zorn) zugunsten sublimierter und abgestufter Gefühle einherzugehen.

## Zum Stand der Forschung

Mathieu Carrière moniert in einem bahnbrechenden Essay aus den 1980er Jahren, dass die Romantik das Konzept des ‚Gemüts‘ und die Empfindungen des Subjekts überstrapaziert habe. Bei Kleist hingegen werde dieses Subjekt demontiert und zu einem „Relais für

---

12 Heinrich von Kleist: Von der Ueberlegung. Eine Paradoxe. In: Berliner Abendblätter 59, 7. 12. 1810, S. 231–232 (vgl. BKA II/7, I, S. 301–302).

13 Friedrich Schiller: Über Anmut und Würde (1793). In: Ders.: Kallias oder über die Schönheit. Über Anmut und Würde, hg. v. Klaus L. Berghahn. Stuttgart: Reclam 2006, S. 67–136, hier S. 111; vgl. dazu auch Burkhard Meyer-Sickendiek: Scham und Grazie. Zur Paradoxie der ‚schönen Seele‘ im achtzehnten Jahrhundert (28. 5. 2004). In: Goethezeitportal. [http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/meyers\\_seele.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/meyers_seele.pdf) (abgerufen am 30. 9. 2019).

14 Beate Kellner: Affektenlehre. In: Klaus Weimar u.a. (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 1. Berlin: de Gruyter 1997, S. 23–25, hier S. 23.

Affekte“ umgebaut, zu einer „stark aufgeladenen Batterie, die mörderische Kräfte umschaltet“ und denjenigen „tötet, der sie falsch berührt“. <sup>15</sup> Wolf Kittler weist im Anschluss an Carrière darauf hin, dass in Kleists Werk die enthusiastische „Spontaneität des Gefühls“ eine wichtige Funktion als Entscheidungswaffe im Befreiungskrieg gegen die napoleonische Herrschaft übernimmt. <sup>16</sup> Die Forschung hat das besondere Verhältnis Kleists zu den Affekten immer wieder zu ihrem Gegenstand gemacht, wenn sie z. B. nach der „Darstellung starker Affekte“ <sup>17</sup> oder sogar von ‚Exzessen‘ <sup>18</sup>, nach dem Verhältnis Kleists zur rhetorischen Tradition (insbesondere zur Affektenlehre) <sup>19</sup> gefragt hat.

Vor allem Kleists Verhältnis zur Romantik bzw. zur romantischen Gefühlskultur des 18. Jahrhunderts ist ein Thema, das die Forschung seit geraumer Zeit umtreibt. <sup>20</sup> Gerhard Fricke hat bereits 1929 mit seiner Dissertation einen Geniekult befeuert, der Kleist zum romantischen „Dichter des Gefühls“ stilisiert. Er liest Kleists Dichtung als „wundervolle Auslegung seines Todes“ und bewundert die „Größe und Herrlichkeit“ des Selbstmords am Wannsee. Das „Ich“ erhebe sich auf den „Schwingen des ewigen Gefühls“ und kehre

---

15 Mathieu Carrière: Für eine Literatur des Krieges, Kleist. Basel/Frankfurt a. M.: Stroemfeld/Roter Stern 1981, S. 23f.

16 Wolf Kittler: Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie. Heinrich von Kleist und die Strategie der Befreiungskriege. Freiburg: Rombach 1987, S. 283, 347.

17 Vgl. Christine Kanz: „Er wußte nicht warum“. Ungesichertes Wissen und negative Affekte oder: Kleist Konzept der Anerkennung. In: Dieter Sevin / Christoph Zeller (Hg.): Heinrich von Kleist. Style and Concept. Explorations of Literary Dissonance. Berlin: De Gruyter 2013, S. 257–270, hier S. 257.

18 Vgl. Hansjörg Bay: ‚Eine Keule doppelten Gewichts‘: Evidenz und Exzess in Kleists Hermannsschlacht. In: Yixu Lü u. a. (Hg.): Wissensfiguren im Werk Heinrich von Kleists. Freiburg i. Brsg.: Rombach 2012, S. 111–136.

19 Vgl. Peter Philipp Riedl: Rhetorik. In: Breuer (Hg.): Kleist-Handbuch (wie Anm. 7), S. 279–283; da für die Rhetorik die Affektenlehre zentral ist, bedeutet der Rückgang des Interesses an der Rhetorik seit Mitte des 18. Jahrhunderts gleichzeitig einen Rückgang des Interesses an dieser Affektenlehre. Zentral für diese Rhetorik- und Affektenkritik war Kants Verurteilung der Rhetorik in seiner *Kritik der Urteilskraft* (1790), der dort die mit der Affektenlehre verbundenen rhetorischen Mittel „Maschinen der Überredung“ (Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft*, hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974, S. 266) nennt.

20 Zum Verhältnis von Kleist zur Romantik vgl. grundsätzlich Monika Schmitz-Emans: Romantik. In: Breuer (Hg.): Kleist-Handbuch (wie Anm. 7), S. 227–240. Auf Kleists eigenwilligen Umgang mit der Romantik, auf seine „Nähe und Distanz“ zu ihr, wurde von der Forschung hingewiesen (Friedrich Strack: Heinrich von Kleist im Kontext romantischer Ästhetik. In: *KJb* 1996, S. 201–220, hier S. 202).

zu „Gott und zu sich selbst“ heim. Sein „Schicksal“ sei sein „eigenes Herz“ gewesen.<sup>21</sup> Fricke hat sich später mit dem Nazi-Regime arrangiert. Die neuere Forschung hingegen hat in deutlicher Abgrenzung zu seiner priesterlichen Beschwörung des Dichterschicksals anerkannt, dass sich Kleists Umgang mit den Affekten von romantischen Codierungen unterscheidet, wenn sie (wie beispielsweise das *Kleist-Jahrbuch* 2008/09) direkt nach ‚Kleists Affekten‘ fragt<sup>22</sup>, die oft menschliche Ordnungen gefährden, aufgrund der Ambivalenzen, die Affekten eigen sind.<sup>23</sup>

Die Zeit um 1800 gilt heute als Übergangszeit und gesellschaftliche Umbruchszeit zur Moderne. Die Kulturwissenschaft geht davon aus, dass diese ‚Sattelzeit‘ nicht zuletzt auch durch fundamentale Änderungen der Begriffe zur Bezeichnung von Emotionen und der mit ihnen verbundenen Semantiken bestimmt war: Vor allem ist hier der Aufstieg des relativ neuen Konzepts ‚Gefühl‘ zu beobachten<sup>24</sup>, das im Laufe des 18. Jahrhunderts als eine moralische und ästhetische Einstellung reflektiert und von den Affekten abgegrenzt wird. Methodisch wegweisend ist ein Beitrag der zur Geschichte der Emotionen arbeitenden Historikerin Ute Frevert, die in erster Linie zeitgenössische Konversationslexika auswertet.<sup>25</sup>

Kleists Texte fügen sich einer Geschichte der fortschreitenden Gefühlskontrolle und Affektverminderungen nicht. So lautet die These von Rolf Peter Janz, dass Kleists Werke den psychophysischen Ausnahmezustand inszenieren und die Normalität verabschieden.

---

21 Vgl. das diskursprägende Buch: Gerhard Fricke: *Gefühl und Schicksal bei Heinrich von Kleist*. Berlin: Junker und Dünhaupt 1929 [Nachdr. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975] u. dazu Port: *Gefühle und Affekte* (wie Anm. 7), S. 315.

22 So hält z. B. Monika Schmitz-Emans den „Affekt in seinen extremen Spielarten“ für das zentrale Thema der Dramen Kleists. Schmitz-Emans: *Romantik* (wie Anm. 20), S. 232.

23 Kanz: „Er wußte nicht warum“ (wie Anm. 17), S. 266: Es gehe bei Kleist oft um „Affekt-konstellationen, die von Ambivalenzen durchzogen sind, sich ständig ändern, vielleicht auch Mischempfindungen [...] darstellen“; vgl. ähnlich Schmitz-Emans: *Romantik* (wie Anm. 20), S. 230: „Die Instanz des Gefühls erscheint bei Kleist [...] als ambig“.

24 Brigitte Scheer: *Gefühl*. In: *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, hg. v. Karlheinz Barck u. a. Bd. 2. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 629–660, hier S. 629f.: „Das Wort ‚Gefühl‘ ist eine relativ junge Bildung. [...] Bis zur Mitte des 18. Jahrhundert bildet sich [...] die [...] Bedeutung von Gefühl als innerer Empfindung heraus“.

25 Ute Frevert: *Gefühle um 1800. Begriffe und Signaturen*. In: *KJb* 2009, S. 47–62, hier S. 47f. Die Historikerin irrt jedoch, wenn sie annimmt, dass es das Wort „Emotion“ um 1800 „so gut wie gar nicht“ gegeben habe. Sie weist es erst in Krugs *Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften* (1832) nach.

Sie bieten Aufklärung über die Instabilität von Ordnungen und Institutionen: „Die staatliche Ordnung, die Rechtsordnung, die soziale Ordnung, die Ordnung des Himmels und der Erde – sie sind unverlässlich, gar nicht zu reden von der Vernunft, also der Ordnungsmacht, der die Aufklärung beinahe alles zutraute, und auch nicht zu reden von der Einrichtung des emotionalen Haushalts“.<sup>26</sup> Kleist hege eine „Vorliebe für affektive Exzesse, die mit Begriffen wie ‚Raserei‘, ‚Wut‘, ‚Rachsucht‘, ‚Liebe‘ und ‚Hass‘ nur unzureichend beschrieben sind“.<sup>27</sup> Die „emotionalen und intellektuellen Vermögen wie die Ordnungen“, die Philosophie und Anthropologie um 1800 zur „Selbsterhaltung des Subjekts“ mobilisieren, könnten in Kleists „ästhetischen Experimenten“ nicht halten, „was sie versprechen“.<sup>28</sup>

### Zu den einzelnen Beiträgen dieser Ausgabe

Anknüpfend an solche Forschungsergebnisse zur Geschichte der Affekte fand im Juni 2019 im Rahmen der Frühlingstagung der Japanischen Gesellschaft für Germanistik an der Gakushuin Universität Tokyo ein Symposium mit dem Titel *Gefühlsunordnungen: Heinrich von Kleist und die romantische Ökonomie der Affekte* statt. Die Beiträge zu dieser Publikation gehen auf die Vorträge des Symposiums zurück. Die Teilnehmer haben eine Reihe von Texten aus der Feder Kleists Relektüren unterzogen. Unter Einbeziehung neuerer Theorieansätze beleuchten sie die Thematisierung der Affekte im Werk Kleists im Spannungsverhältnis zur Rationalität der Aufklärung und zur klassischen Affektmoderation einerseits und der romantischen Gefühlsökonomie und ihren Codierungen andererseits.

Unmittelbarer Anlass für die Organisation des Symposiums war die Einladung einer ausgewiesenen Kleist-Expertin, der Professorin Yixu Lü von der University of Sydney, als Fellow der Japan Society for the Promotion of Sciences (JSPS) an die University of Tokyo im Mai / Juni 2019. Lü analysiert in ihrem Beitrag anhand von Kleists *Penthesilea*

---

26 Rolf-Peter Janz: Affektive Exzesse bei Kleist. In: Dieter Sevin / Christoph Zeller (Hg.): Heinrich von Kleist. Style and Concept. Berlin/Boston: de Gruyter 2013, S. 247–255, hier S. 247f.

27 Ebd., S. 248.

28 Ebd., S. 255.

die extremen Ausschläge der Gefühle in der Beziehung zwischen der Amazonenkönigin und Achill, die sich auf keine Disziplin mehr festlegen lassen und alle kulturell gezogenen Grenzen überschreiten. Thomas Pekar (Gakushuin University Tokyo) liest *Das Erdbeben in Chili* als originelle Fortsetzung der Problematik der biblischen Paradies-Geschichte. Arne Klawitter (Waseda University) diskutiert ein sehr eigenümliches Kleist'sches Gefühl, nämlich das ‚Rechtgefühl‘, am Beispiel seines *Michael Kohlhaas* als einen Affekt, der den Pferdehändler zu einer nomadischen, gegen die Zentren der Macht wütenden Kriegsmaschine transformiert. Hirosuke Tachibana (Universität Würzburg) untersucht, welche Rolle einem auf metaphorische Weise elektrisch aufgeladenen Volkskörper, einer propagandistisch affizierten Menge, in Kleists Gedankengängen zum antinapoleonischen Partisanenkrieg zukommen könnte. Schließlich befasst sich Thomas Schwarz (The University of Tokyo) aus postkolonialer Perspektive mit der Ökonomie von Affekten und Leidenschaften, über deren Distribution Kleists Haiti-Novelle *Die Verlobung in St. Domingo* eine Trennlinie zwischen negrophober Plantokratie auf der einen und revolutionären Sklaven auf der anderen Seite zieht.

Bedanken möchten wir uns für die Beratung bei der Einrichtung des Manuskripts dieser Edition der JGG-Studienreihe bei Yuichi Kimura (Gakushuin University) und Yoshiko Hayami (Yokohama City University). Zu Dank verpflichtet sind wir auch Kai Köhler (Berlin), der uns beim Lektorat verschiedener Teile des Manuskripts mit wertvollen Hinweisen unterstützt hat.

Tokyo im Dezember 2019

Thomas Pekar und Thomas Schwarz

## Siglen

BKA: Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke. Berliner / Brandenburger Ausgabe. Hg. von Roland Reuß und Peter Staengle. Basel/Frankfurt a. M.: Stroemfeld 1988ff.

DKV: Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe in 4 Bänden. Hg. von Ilse-Marie Barth, Klaus Müller-Salget, Stefan Ormanns und Hinrich C. Seeba. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1991ff.

KJb: Kleist-Jahrbuch. Hg. von der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft 1980ff.

# Kleists *Penthesilea*

## Die Verrätselung des Tragischen und das Verhängnis der Liebe

Yixu LÜ

Über der Rezeption von Kleists Meisterwerk schien lange Zeit ein Unglücksstern zu walten. Im ersten Heft des *Phöbus* erschien im Januar 1808 das sogenannte *Organische Fragment* der Tragödie, und dieses rief die ersten ablehnenden Stimmen hervor. Karl August Böttiger veröffentlichte im Februar eine Rezension in der Zeitschrift *Der Freimüthige*, die das Stück in Bausch und Bogen verurteilte:

Man schimpft auf die jetzigen sogenannten Spektakelstücke [...]. Aber so toll, wie der Spektakel in diesem Trauerspiele getrieben wird, dürfte er doch wohl nirgends ausgeführt sein. [...] Von dem Dichter der Familie Schroffenstein und des Amphitruon [...], von dem allgemeinen Rufe endlich, der dieser Penthesilea voranging, und dem Aufsehn, das Kleists Freunde von ihr verkündeten, konnte man, und mußte man durchaus etwas Besseres und Vollendetes erwarten, als in diesen Fragmenten gegeben worden ist, und umso strenger und ausführlicher durfte die Kritik sein. (DKV II, 696)

Die Tendenz, Kleists geniale Innovationen mit ungeschickten Nachahmungen zeitgenössischer literarischer Moden zu verwechseln, war in vielen frühen Reaktionen auf das Werk evident. Verletzend für Kleist war vor allem Goethes recht herablassender Dankesbrief für die Zusendung des *Phöbus*-Hefts:

Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region daß ich mir Zeit nehmen muß mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude der auf den Messias, ein Christ der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. (DKV II, 694)

Es war wohl nicht allein die von Kleist zugegebene Bühnenuntauglichkeit des Stücks, die Goethe so sehr beunruhigte. Die Darstellung der griechischen Antike widersprach heftig dem Modell, das Goethes *Iphigenie auf Tauris* aufgestellt hatte und das für den aufkeimenden deutschen Hellenismus maßgeblich sein sollte. Das Ausmaß an Gewalt, das die Handlung von Kleists Tragödie bestimmt, sollte nicht nur damalige Bewunderer der Weimarer Klassik befremden. Nach rund anderthalb Jahrhunderten sollte George Steiner in

seiner sehr einflussreichen Studie, *The Death of Tragedy*, die erstmalig 1960 erschien, Goethes Urteil über die *Penthesilea* immer noch recht geben:

But the play has the vices of its great power. It cries havoc so relentlessly that it turns into an exalted piece of *grand guignol*. Like much of German romantic art, it carries too far the conceit that love and death are kindred. And the notorious climax – Penthesilea tearing with her teeth at the fallen Achilles – is one to make the imagination shudder away in disbelief. Goethe was undeniably right when he observed in *Penthesilea* signs of decadence. The tragedy reflects the strain of hysteria and sadism which runs just beneath the surface of romanticism, from the age of the Gothic novel to that of Flaubert and Oscar Wilde's *Salomé*.<sup>1</sup>

Was man an Steiners Kritik vermisst, ist ein Bewusstsein des Paradigmenwechsels, den Nietzsches *Die Geburt der Tragödie* einleitete und der den Begriff des Dionysischen in der modernen Ästhetik beheimatete. Inhaltliche Parallelen zwischen den *Bakchen* des Euripides, wo Dionysos seine zerstörerische Macht entfaltet, und Kleists *Penthesilea* machen einen tiefgreifenden Einfluss dieses Stücks auf Kleist unbestreitbar.<sup>2</sup> Bereits 1909 hatte der Frühexpressionist Ernst Stadler in einem Aufsatz in der *Straßburger Neuen Zeitung* die Affinität von Kleists Tragödie zum Denken Nietzsches geltend gemacht:

Den gläubigen Priestern jenes hehren Ideals der Antike mußte Kleists Dichtung wie ein Zerrbild, wie die Entweihung von etwas Heiligstem erscheinen. Erst Nietzsche hat über ein Jahrhundert später unter der hellen und glatten Oberfläche der griechischen Kultur jenen tiefbewegten, von dunklen Leidenschaften durchwühlten Urgrund entdeckt und die Geburt der Tragödie aus dem ursprünglich dionysischen Lebensgefühl gedeutet. (DKV II, 714)

Doch die allgemeine Akzeptanz dieser Verwandtschaft ließ sich lange Zeit auf sich warten, und erst im 21. Jahrhundert konnte man in Terry Eagletons Studie, *Sweet Violence. The Idea of the Tragic*, folgende Charakteristik von Kleists *Penthesilea* lesen:

This Dionysian drive, which for Nietzsche is exactly what tragedy celebrates, pre-empts death by self-destruction, so that at least our extinction comes to us in a pleasurable if punitive form. [...] Perhaps the finest Dionysian drama of the modern period is Kleist's *Penthesilea*, an extraordinary fusion of violence and eroticism, domination and subjection, tenderness and aggression, in which the Amazon heroine [...] tears her lover Achilles apart with her teeth.<sup>3</sup>

---

1 George Steiner: *The Death of Tragedy*. New Haven/London: Yale University Press 1996, S. 227f.

2 Vgl. Jochen Schmidt: *Heinrich von Kleist. Studien zu seiner poetischer Verfahrensweise*. Tübingen: Franke 1974, S. 234–241; Bernhard Böschstein: *Die Bakchen* des Euripides in der Umgestaltung Hölderlins und Kleists. In: Stanley A. Corngold / Michael Curschmann / Theodore Ziolkowski (Hg.): *Aspekte der Goethezeit*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1977, S. 240–254.

3 Terry Eagleton: *Sweet Violence. The Idea of the Tragic*. Oxford: Blackwell Publishing 2003, S. 269.

In literaturwissenschaftlichen Deutungen des Dramas kommen immer wieder die Rätselhaftigkeit der Protagonistin und das Moment des Exzesses in der Handlung zur Diskussion. So liest man im Aufsatz von Rolf-Peter Janz, „Affektive Exzesse bei Kleist“, aus dem Jahr 2013:

Mit Penthesilea bringt er seine wohl rätselhafteste Figur auf die Bühne. Die Einsicht der Prothoe, die zugleich Warnung ist: „Es läßt sich ihre Seele nicht berechnen“ [...] bleibt bis zum Ende der Tragödie in Geltung. [...] Gerade noch hat sie gegenüber der Oberpriesterin ihre Tränen unterdrückt, schon gibt sie, so die nächste Regieanweisung, „mit zuckender Wildheit“ [...] den Befehl, die Hunde auf Achill zu hetzen. Für Penthesilea sieht Kleist affektive Exzesse vor, die bei keiner anderen Figur wiederkehren.<sup>4</sup>

Anthony Stephens hatte sich bereits im Jahr 1994 mit dem Problem des Exzesses in dieser Tragödie auseinandergesetzt und auf den Zusammenhang zwischen der Welt in Kleists Tragödie und der Welt seiner eigenen Zeit hingewiesen:

But in Kleist's terms, excess is realism. The selectivity that allows Iphigenie to relegate violence to the background [...], thus effectively making the world of the play adapt itself to her preferred vision of it, is rejected by Kleist [...]. For Kleist, in contradiction to both Weimar Classicism and the Romanticism of writers such as Novalis, an individual who mirrors a whole world will do so at a terrible cost, for the only cosmos Kleist deemed credible could not exclude the incoherence of contemporary European history, as he saw it in his letters. This, in turn, must transfer itself to a psyche already riven by its own conflicts.<sup>5</sup>

Inwieweit trägt diese Rätselhaftigkeit der Protagonistin zu den Exzessen der Affekte bei, die die tragische Handlung bestimmen? Lässt sich die Beschaffenheit dieser Rätselhaftigkeit genauer bestimmen? Im Folgenden wird versucht, den Anteil der Rätselhaftigkeit an der Tragödie Penthesileas durch eine sorgfältige Textanalyse zu klären und die Beschaffenheit ihrer verhängnisvollen Liebe zu beleuchten.

Im ersten Auftritt von Kleists Trauerspiel wird die Königin der Amazonen von Antiochus, einem der griechischen Könige, als „diese rätselhafte Sphinx“ (DKV II, Vs. 207) bezeichnet. Benennungen, die zur Enthumanisierung Penthesileas tendieren, sind recht häufig im Text des Dramas anzutreffen, aber es ist hier von Bedeutung, dass einer der Hunde, die zusammen mit Penthesilea den Achilles zerfleischen, „Sphynx“ heißt (DKV II, Vs. 2423). Der Bezug geht auf Kleists Quelle in *Hederichs Gründliches Mythologisches Lexikon* zurück, wo man liest: Wer das „Räthsel der Sphinx“ aber „nicht errathen konnte“,

---

4 Rolf-Peter Janz: Affektive Exzesse bei Kleist. In: Dieter Sevin, Christoph Zeller (Hg.): Heinrich von Kleist. Style and Concept. Berlin/Boston: de Gruyter 2013, S. 247–255, hier S. 253.

5 Anthony Stephens: Heinrich von Kleist. The Dramas and Stories. Oxford/Providence RI: Berg Publishers 1994, S. 125f.

musste „mit dem Leben bezahlen, indem ihn solche Sphinx ergriff, zerriß und fraß.“<sup>6</sup> „Gleich einer Hündin, Hunden beigesellt [...] / als ich erschien,/ Troff Blut von Mund und Händen ihr herab“ (DKV II, Vs. 2659–2669) – so wird der ‚Liebeskannibalismus‘ der Penthesilea geschildert. Die semantische Dichte dieses Komplexes ist für die im Text enthaltenen Rätsel kennzeichnend.

Kurz vorher hat Antilochus eine Frage gestellt, deren Antwort ausbleibt und die die Gestalt Penthesileas durch die ganze tragische Handlung hindurch begleiten soll: „Und Niemand kann, was sie uns will, ergründen?“ (DKV II, Vs. 156) Achilles soll diese Frage am Ende auf für ihn fatale Weise falsch beantworten. Mit seiner gewohnten Überheblichkeit erklärt er im einundzwanzigsten Auftritt:

Sie tut mir nichts, sag' ich! Eh' wird ihr Arm,  
Im Zweikampf gegen ihren Busen wüten,  
Und rufen: „Sieg!“ wenn er von Herzblut trieft,  
Als wider mich! – Auf einen Mond bloß will ich ihr  
In dem, was sie begehrt, zu Willen sein [...]! (DKV II, Vs. 2471–5)

Penthesileas Handeln gibt nicht nur den Griechen Rätsel auf, sondern die Haltung der Amazonen zu ihrer Königin wird immer wieder durch Ratlosigkeit gekennzeichnet. Prothoe, die der Königin am nächsten steht, muss ihre Hilflosigkeit eingestehen: „Was in ihr walten mag, das weiß nur sie,/ Und jeder Busen ist, der fühlt, ein Rätsel“ (DKV II, Vs. 1285f.). Als sie versucht, Achilles zu einem gemäßigten Verhalten der bewusstlosen Königin gegenüber zu bewegen, erklärt sie lapidar: „Es läßt sich ihre Seele nicht berechnen“ (DKV II, Vs. 1536).

Rätselhaftigkeit ist gleichsam das Wahrzeichen der meisten Hauptfiguren Kleists. In seinem ersten Drama, *Die Familie Schrockenstein*, spricht Graf Sylvester das Urteil über sich selbst aus, das eine lange Folge in Kleists Werken haben soll. Im Dialog mit Jeronimus im zweiten Akt heißt es: „Ich bin dir wohl ein Rätsel?! Nicht wahr? Nun tröste Dich, Gott ist es mir“ (DKV I, 170). In der *Penthesilea* wird die komplementäre Undurchschaubarkeit der tragischen Protagonistin und der göttlichen Instanzen, die für die Weltordnung eintreten soll, immer wieder hervorgehoben. Die Rätsel, die Penthesileas Gebaren den anderen Figuren aufgibt, korrelieren mit dem Inkommensurablen der von

---

6 Benjamin Hederich: Gründliches Mythologisches Lexikon. Leipzig 1770, Neudruck Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1996, Sp. 2254.

ihr angerufenen Gottheiten: Artemis, Ares und Aphrodite. Die „Furien“ verbinden beide Bereiche, denn nicht nur ruft Penthesilea sie an, sondern sie wird von anderen Figuren als „Furie“, als „rasende Megär“, wahrgenommen. In diesem Sinne erfüllt Kleists Trauerspiel die von Terry Eagleton gestellte Bedingung: „For tragedy to be possible, the realms of the human and the divine must be both distinguishable and inseparable.“<sup>7</sup>

Als Penthesilea Achilles tötet und zerfleischt, wird ihr Handeln als „Greuel-Rätsel“ bezeichnet (DKV II, Vs. 2601). Es lohnt sich, den Bericht Meroes über den Auftakt zu ihrem Angriff auf ihn zu lesen:

Sie zog dem Jüngling, den sie liebt, entgegen,  
Sie, die fortan kein Name nennt –  
In der Verwirrung ihrer jungen Sinne,  
Den Wunsch, den glühenden, ihn zu besitzen,  
Mit allen Schrecknissen der Waffen rüstend,  
Von Hunden rings umheult und Elefanten,  
Kam sie daher, den Bogen in der Hand:  
Der Krieg, der unter Bürgern ras't, wenn er  
Die blutumtriefte Graungestalt, einher,  
Mit weiten Schritten des Entsetzens geht,  
Die Fackel über blühnde Städte schwingend,  
Er sieht so wild und scheußlich nicht, als sie. (DKV II, Vs. 2606–17)

Fast beiläufig wird diese Schreckensvision durch die Worte „den sie liebt“ eingeleitet. Geradezu als Pendant zu dieser Bezeichnung ihres Gefühlszustands fügt Meroe hinzu: „In der Verwirrung ihrer jungen Sinne“ – Verwirrung als Leitmotiv durchzieht das Stück vom Anfang bis zur letzten traurigen Klarheit, die Penthesilea im Augenblick ihres Freitods über sich selbst zum Ausdruck bringt. Penthesileas letzte Jagd auf Achilles in der Bildhaftigkeit eines Bürgerkriegs legt zweierlei nahe: zum einen, dass die Wut Penthesileas – wie ja ein Bürgerkrieg – durch eine tödliche Reflexivität gekennzeichnet wird: In einem Bürgerkrieg schlachten Mitbürger einander ab – im Falle Penthesileas gilt ihre Wut auch sich selbst, entstellt sie zu einer „blutumtriefte[n] Graungestalt“; zum anderen, dass ihre Leidenschaft mehr als nur individuell ist, sondern das ganze Volk vereinnahmt. In der Tat soll weder sie noch der Amazonenstaat diese schreckliche Ausgeburt ihrer „Liebe“ überleben. Welcher Art ist denn diese „Liebe“, die Penthesilea ihrer Freundin Meroe als grässliche Verkörperung des Bürgerkriegs erscheinen lässt?

---

7 Eagleton, *Sweet Violence* (wie Anm. 3), S. 109.

Als Penthesilea im vierundzwanzigsten Auftritt – sich ihrer schrecklichen Tat noch nicht bewusst – mit dem entstellten Leichnam ihres Opfers konfrontiert wird, greift Prothoe ausgerechnet zum Idiom des Rosenfestes, um die Ironie dieses Augenblicks mit seinen grellen Dissonanzen zu pointieren, indem sie „mit Zärtlichkeit“ fragt: „Und doch war es die Liebe, die ihn kränzte?“ (DKV II, Vs. 2911) Die letzten Szenen der Tragödie stellen die Glaubwürdigkeit dieser Liebe auf eine harte Probe, die sie für manche Leser oder Zuschauer wohl *nicht* besteht. Bei vollem Bewusstsein ihrer Tat redet Penthesilea die verstümmelte Leiche des Achilles so an:

Du Ärmster aller Menschen, du vergibst mir!  
 Ich habe mich, bei Diana, bloß versprochen,  
 Weil ich der raschen Lippe Herr nicht bin;  
 Doch jetzt sag' ich dir deutlich, wie ichs meinte:  
 Dies, du Geliebter, war's, und weiter nichts.  
*Sie küßt ihn.* (DKV II, Vs. 2985–89)

Im Folgenden möchte ich auf die Beschaffenheit einer solchen Liebe näher eingehen, die sowohl der Liebenden als auch dem Geliebten zum Verhängnis wird, sich aber zugleich auf befremdliche Art als „Greuel-Rätsel“ bezeichnen lässt.

Durch das ganze Stück hindurch scheint Penthesilea mehr in den Worten anderer über sie zu leben als in dem, was sie über sich selbst sagt. Das Erste, was der Leser oder Zuschauer über sie erfährt, gilt ihrer stummen, rein körperlichen Reaktion auf den Anblick des Achilles:

Gedankenvoll, auf einen Augenblick,  
 Sieht sie in unsre Schar, von Ausdruck leer,  
 Als ob in Stein gehau'n wir vor ihr stünden;  
 Hier diese flache Hand, versichr' ich dich,  
 Ist ausdrucksvoller als ihr Angesicht:  
 Bis jetzt ihr Aug auf den Peliden trifft:  
 Und Glut ihr plötzlich, bis zum Hals hinab,  
 Das Antlitz färbt, als schlüge rings um ihr  
 Die Welt in helle Flammenlohe auf. (DKV II, Vs. 63–71)

Penthesileas weiteres Gebaren in den frühen Szenen bezeugt ein Nebeneinander von Aggression und Schonung Achilles gegenüber, das nur mehr Verwirrung stiftet:

– Oft, aus der sonderbaren Wut zu schließen,  
 Mit welcher sie, im Kampfgewühl, den Sohn  
 Der Thetis sucht, scheint's uns, als ob ein Haß  
 Persönlich wider ihn die Brust ihr füllte.  
 So folgt, so hungerheiß, die Wölfin nicht,  
 Durch Wälder, die der Schnee bedeckt, der Beute,

Die sich ihr Auge grimmig auserkor,  
Als sie, durch unsre Schlachtreihn, dem Achill. (DKV II, Vs. 159–66)

Sowohl Penthesilea als auch Achilles sollen mehr als einmal durch die Bildhaftigkeit als Raubtiere dargestellt werden. Nach der Katastrophe wird Penthesilea von der Oberprie-sterin schlechtweg als „Hündin“ bezeichnet (DKV II, Vs. 2553). Aber bereits im ersten Auftritt stellt sie das Gegenteil dieser tierischen Wut zur Schau, und zwar dadurch, dass sie Achilles das Leben rettet:

Doch jüngst in einem Augenblick, da schon  
Sein Leben war in ihre Macht gegeben,  
Gab sie es lächelnd, ein Geschenk ihm wieder,  
Er stieg zum Orkus, wenn sie ihn nicht hielt. (DKV II, Vs. 167–70)

Es scheint ja so als ob der Sturz „zum Orkus“ – oder „zum Chaos“ – als gemeinsame Entelechie der beiden Hauptfiguren – gleichsam als Teil eines makabren Werbungsrituals zu verstehen wäre. Die Symmetrien zwischen den beiden Hauptfiguren liegen auf der Hand. Im zweiten Auftritt stürzt zunächst Achilles ein zweites Mal:

Das Roßgeschwader wendet, das erschrockne,  
Die Häupter rückwärts in die Geißelhiebe,  
Und im verworrenen Geschirre fallend,  
Zum Chaos, Pferd' und Wagen, eingestürzt,  
Liegt unser Göttersohn mit seinem Fuhrwerk,  
Wie in der Schlinge eingefangen da. (DKV II, Vs. 267–72)

Nur wenige Augenblicke darauf stürzt Penthesilea:

Der Weiber Angstgeschrei durchkreischt die Luft:  
Stürzt sie urplötzlich, Roß und Reuterin,  
Von los sich lösendem Gestein umprasselt,  
Als ob sie in den Orkus führe, schmetternd  
Bis an des Felsens tiefsten Fuß zurück,  
Und bricht den Hals auch nicht und lernt auch nichts:  
Sie rafft sich bloß zu neuem Klimmen auf! (DKV II, Vs. 324–30)

Im fünften Auftritt übersetzt Penthesilea selber das Motiv des Sturzes in die Bildhaftigkeit der einzigen erotischen Erfüllung, die ihr als Königin der Amazonen zusteht:

Ich nur, ich weiß den Göttersohn zu fällen.  
Hier dieses Eisen soll, Gefährtinnen,  
Soll mit der sanftesten Umarmung ihn,  
(Weil ich mit Eisen ihn umarmen muß!)  
An meinen Busen schmerzlos niederziehn.  
Hebt euch, ihr Frühlingsblumen, seinem Fall,  
Daß seiner Glieder keines sich verletze.  
Blut meines Herzens mißt' ich ehr, als seines.  
Nicht eher ruhn will ich, bis ich aus Lüften,  
Gleich einem schöngefärbten Vogel, ihn

Zu mir herabgestürzt; doch liegt er jetzt  
Mit eingeknickten Fittigen, ihr Jungfrau'n,  
Zu Füßen mir, kein Purpurstäubchen missend,  
Nun dann, so mögen alle Seligen  
Daniedersteigen, unsern Sieg zu feiern,  
Zur Heimat geht der Jubelzug, dann bin ich  
Die Königin des Rosenfestes euch! (DKV II, Vs. 856–72)

In dieser Vision versucht Penthesilea, ihre Fixierung auf Achilles mit ihrer Pflicht als Königin der Amazonen zu vereinen. Achilles ist Göttersohn und erlegte Beute zugleich. Sein „Fall“ ist nicht mehr der Sturz in den Orkus, sondern sein Nachgeben angesichts der sanften Macht von Penthesileas Umarmung. Sie erfüllt ihre Rolle als „Siegerin“ und darf das „Rosenfest“ feiern. Sie ist sich der Widersprüchlichkeit ihrer Wünsche nicht bewusst, aber dies wird in der darauffolgenden Szene durch die Worte anderer Figuren explizit. So ruft die Oberpriesterin voller Entrüstung:

Was geht dem Volke der Pelide an?  
Ziemt's einer Tochter Ares, Königin,  
Im Kampf auf einen Namen sich zu stellen? (DKV II, Vs. 1044–46)

Es ist dann für die Darstellung Penthesileas kennzeichnend, dass ihre Liebe zu Achilles zum ersten Mal nicht von ihr selbst, sondern von „des Volkes Stimme“ zum Ausdruck gebracht wird: „Vom giftigsten der Pfeile Amors sei,/ Heißt es, ihr jugendliches Herz getroffen“ (DKV II, Vs. 1075f.). Es ist dann an der Oberpriesterin, Penthesileas Transgression zum offenen Skandal zu machen: „Die Königin, sagst du? Unmöglich, Freundin! / Von Amors Pfeil getroffen – wann? Und wo? [...] Es ist entsetzlich!“ (DKV II, Vs. 1081–88). Am Schluss der Szene spricht die Oberpriesterin ein Urteil aus, das sich als zukunftsträchtig erweisen soll:

O sie geht steil – bergab den Pfad zum Orkus!  
Und nicht dem Gegner, wenn sie auf ihn trifft,  
Dem Feind' in ihrem Busen wird sie sinken.  
Uns alle reißt sie in den Abgrund hin [...]. (DKV II, Vs. 1106–9)

Wieder einmal ist die Bewegung nach unten der Sturz ins Chaos und nicht, wie Penthesilea es sich gewünscht hat, das Niedersteigen „aller Seligen“, um ihren Triumph zu feiern. Ganz richtig sagt die Oberpriesterin voraus, dass Penthesileas Transgression das Ende des

Amazonenstaats herbeiführen wird. Von Interesse ist außerdem, dass diese Rede den Begriff des „inneren Feindes“ in den Text einführt, bei dem es kurz zu verweilen lohnt.<sup>8</sup>

In Kleists erster Tragödie, *Die Familie Schroffenstein*, warnt Eustache ihren Mann Rupert vergeblich gegen die Macht dieses „Feindes“:

O Rupert, maß'ge Dich! Es hat der frech  
Beleidigte den Nachteil, daß die Tat  
Ihm die Besinnung selbst der Rache raubt,  
Und daß in seiner eignen Brust ein Freund  
Des Feindes aufsteht wider ihn, die Wut –  
Wenn dir ein Garn Sylvester stellt, Du läufst  
In Deiner Wunde blindem Schmerzgefühl  
Hinein. – (DKV I, Vs. 74–81)

Hier erscheint das Motiv eindeutig als Bild der tragischen Verblendung. Ruperts „Wut“ soll sich am Ende gegen ihn selbst wenden, so dass er den eigenen Sohn ermordet. Auch in *Prinz Friedrich von Homburg* kehrt das Motiv wieder. Da es hier zu keinem tragischen Ausgang kommt, darf Homburg selbst gegen „innere Feinde“ – in der Mehrzahl – mahnen. Er hat soeben den potentiell tragischen Konflikt durch die Erklärung seiner Bereitschaft gelöst, „das heilige Gesetz des Kriegs [...] / Durch einen freien Tod [zu] verherrlichen!“ (DKV II, Vs. 1750ff.). Dann stellt er die rhetorische Frage:

Was kann der Sieg euch, meine Brüder, gelten,  
Der eine, dürftige, [...] / dem Triumph  
Verglichen, über den verderblichsten  
Der Feind' in uns, dem Trotz, dem Übermut,  
Errungen glorreich morgen? (DKV II, Vs. 1753–58)

Wie ist es nun um den „Feind“ in Penthesileas „Busen“ bestellt? In der Rede der Oberpriesterin scheint er mit „Amors Pfeil“ synonym zu sein. Die Königin wird als „Ziel der giftgefiederten Geschosse“ bezeichnet (DKV II, Vs. 1085). Die Frau, die sich in Achilles verliebt hat, soll zur Todfeindin der Königin der Amazonen geworden sein – oder ist diese Deutung zu einfach? Wird sie der ganzen Rätselhaftigkeit von Penthesileas Wesen gerecht?

Im nächsten Auftritt ist es auf einmal Achilles und nicht Penthesilea, der Worte der „Liebe“ hervorbringt, während sie, sowie sie das Bewusstsein wiedererlangt, ihrem Ruf

---

8 Zum Begriff des „inneren Feindes“ bei Kleist vgl. Yixu Lü / Anthony Stephens: „Gewaltig die Natur im Menschen“. Affekte und Reflexivität der Sprache in Kleists vollendeten Trauerspielen. In: KJb 2008/09, S. 214–231, hier S. 222–225.

als „Furie“, als „der rasenden Megär“ in allem gerecht wird (DKV II, Vs. 393). Von Achilles wird berichtet:

Doch er, der unbegriff'ne Doloper –  
Ein Gott hat, in der erzgekeilten Brust,  
Das Herz in Liebe plötzlich ihm geschmelzt –  
Er ruft: verweilet, meine Freundinnen!  
Achilles grüßt mit ew'gem Frieden euch!  
Und wirft das Schwert hinweg, das Schild hinweg,  
Die Rüstung reißt er von der Brust sich nieder,  
Und folgt – mit Keulen könnte man, mit Händen ihn,  
Wenn man ihn treffen dürfte, niederreißen –  
Der Kön'gin unerschrocknen Schrittes nach:  
Als wüßt' er schon, der Rasende, Verwegne,  
Das unserem Pfeil sein Leben heilig ist! (DKV II, Vs. 1153–64)

Ist denn Achilles einem „inneren Feind“ zum Opfer gefallen? Zu den Transgressionen Penthesileas gehört, dass sie seine Person für unantastbar erklärt hat, so dass er kein Risiko eingeht, wenn er sich mitten auf dem Schlachtfeld entwaffnet. Dies aber kann er unmöglich in dem Augenblick wissen. Wieder – so scheint es – haben wir es eher mit einem impliziten Werbungsritual zu tun, in dem er und Penthesilea symmetrische, wenn auch zuweilen entgegengesetzte Rollen spielen. Denn in der Rede, mit der Penthesilea die nächste Szene eröffnet, vermisst man jegliche Spur der sanften Zuneigung:

Hetzt alle Hund' auf ihn! Mit Feuerbränden  
Die Elefanten peitschet auf ihn los!  
Mit Sichelwagen schmettert auf ihn ein,  
Und mähet seine üpp'gen Glieder nieder! (DKV II, Vs. 1170–73)

Man kann sich nur fragen, was aus dem „Feind' in ihrem Busen“ geworden sein mag, denn hier schreit die Tochter des „Vertilgergottes“ Mars bedenkenlos und mit voller Lautstärke.

Gabriele Brandstetter hat mit Recht dieses Trauerspiel als „ein Drama der Überschreitung“ bezeichnet und fasst damit einen großen Teil der Forschung zusammen: „Man hat das Grundmuster der Transgression in der *Penthesilea* nachgewiesen an den Grenzen zwischen Ich und Welt, Gefühl und Gesetz, zwischen Liebe und Gewalt, zwischen Sexualität und Tod, Individuum und Gemeinschaft, zwischen Körper und Seele.“<sup>9</sup> Solche Gegensätze sind dem Bewusstsein der handelnden Figuren keineswegs fremd. Es ist jedoch

---

9 Gabriele Brandstetter: *Penthesilea*. „Das Wort des Greuelrätsels“. Die Überschreitung der Tragödie. In: Walter Hinderer (Hg.): *Interpretationen. Kleists Dramen*. Stuttgart: Reclam 1997, S. 75–115, hier S. 75. Vgl. auch, Bianca Theisen: „Helden und Köter und Fraun“:

ein Merkmal aller Werke Kleists, dass potentiell rettende Einsichten entweder zu spät artikuliert werden oder aber wirkungslos bleiben. Nicht anders ergeht es der Königin der Amazonen. Im vierzehnten Auftritt – vor ihrem ersten Dialog mit Achilles – macht Prothoe ihre Freundin auf ihren fatalen Hang zur Grenzüberschreitung auf penetrante Weise aufmerksam. Penthesilea hat soeben mit Anschaulichkeit und Inbrunst eine Vision jenes „Rosenfestes“ heraufbeschworen, das sie weder erlebt hat, noch erleben wird. Prothoe fühlt sich dadurch zu einer Zurechtweisung herausgefordert:

Freud' ist und Schmerz dir, seh' ich, gleich verderblich,  
Und gleich zum Wahnsinn reißt dich beides hin.  
Du wahnst, wahnst Dich in Themiscyra schon,  
Und wenn du so die Grenzen überschwärmst,  
Fühl' ich gereizt mich, dir das Wort zu nennen,  
Das dir den Fittich plötzlich wieder lähmt.  
Blick um dich her, Betrogene, wo bist du?  
Wo ist das Volk? Wo sind die Priesterinnen?  
Asteria? Meroe? Megaris? Wo sind sie? (DKV II, Vs. 1665–73)

Weit davon entfernt, Prothoes Vorwurf zu beherzigen, ergeht sich Penthesilea in noch eine Evokation künftigen Glücks, die ihre Entfremdung von der gegenwärtigen Situation nur weiter hervorhebt:

O laß mich, Prothoe! O laß dies Herz  
Zwei Augenblick' in diesem Strom der Lust,  
Wie ein besudelt Kind, sich untertauchen;  
Mit jedem Schlag in seine üpp'gen Wellen  
Wäscht sich ein Mackel mir von Busen weg.  
Die Eumeniden fliehn, die schrecklichen,  
Es weht, wie Nahn der Götter um mich her,  
Ich möchte gleich in ihren Chor mich mischen,  
Zum Tode war ich nie so reif als jetzt. (DKV II, Vs. 1674–82)

Die Eumeniden sind aber *nicht* geflohen, der Chor der Götter ist *nicht* erschienen, um Penthesilea in seine Reihen aufzunehmen. Nochmals überschreitet Penthesilea die Gren-

---

Kleists Hundekomödie. In: Beiträge zur Kleist-Forschung 2003, Lothar Jordan (Hg.): Frankfurt (Oder): Kleist Museum 2004, S. 129–42, hier S. 133: „Das tragische Pathos des leidenschaftlichen Gefühls hat keinen ‚Sitz‘ mehr in diesem Drama, das die Fragmentierung und Zerstückelung des (im Bild des Tempels nur noch anzitierten) Körperganzen inszeniert. Damit ruft Kleist nicht nur den aus der Ästhetik der Goethezeit ausgegrenzten Affekt des Ekels auf, sondern verschiebt die Grenzen zwischen Körper und Welt ins Groteske als einen Bereich, in dem, wie Bachtin sagt, der Körper die Welt verschlingt und sich von ihr verschlingen läßt.“

zen der Gegenwart, um sich in einen Wunschtraum zu flüchten. Das gleiche Muster wiederholt sich, wenn sie sich nach der Tötung des Achilles mit Wasser gereinigt hat. Sie fragt Prothoe:

O sagt mir! – Bin ich in Elisium?  
Bist du der ewig jungen Nymphen Eine,  
Die unsre hehre Königin bedienen,  
Wenn sie von Eichen-Wipfeln still umrauscht,  
In die kristallne Grotte niedersteigt? (DKV II, Vs. 1844–48)

Es ist dann an Prothoe, die ernüchternde Replik zu liefern, die eigentlich zu allen Wunschnvisionen Penthesileas passt:

Nicht, meine beste Königin, nicht, nicht.  
Ich bin es, deine Prothoe, die dich  
In Armen hält, und was du hier erblickst,  
Es ist die Welt noch, die gebrechliche,  
Auf die nur fern die Götter niederschaun. (DKV II, Vs. 2851–55)

Die Frage ist unvermeidlich: In welchem Sinne hat Penthesilea die Grenzen der Gegenwart überschritten? Man übersieht leicht, dass Prothoe Penthesileas Flucht aus der Gegenwart mit der ungewöhnlichen Wendung: „die Grenzen überschwärmst“ – *nicht* „überschreitest“ – bezeichnet hat. Dies impliziert, dass die „Grenzen“ nach wie vor bestehen bleiben, dass Penthesileas Versuche, sich zu befreien, sich als illusorisch erweisen. In solchen Augenblicken ist sie einer „Schwärmerei“ anheimgefallen. Das Wort „Betrogene“ – „Blick um dich her, Betrogene, wo bist du?“ –, das Penthesilea zur Besinnung auf ihre wirkliche Situation bewegen soll, ist machtlos gegen ihren Selbstbetrug, gegen die Herrschaft des „Feindes in ihrem Busen“.

Was Penthesileas rätselhafte Liebe angeht, so lautet meine These: Sie ist kein einheitliches Gefühl, sondern ein mehrfach gespaltenes, das innerhalb einer Mehrzahl von Grenzen existiert, die Penthesilea wohl zeitweilig zu überschreiten meint, die aber weiterhin wirksam bleiben, so dass sie immer wieder in die leidige Gegenwart zurückfällt. Solche Grenzen, die die Uneinigkeit ihrer Figur bedingen, machen den eigentlichen „Feind in ihrem Busen“ aus. Aber ist es nur der eine Feind? Es liegt auf der Hand, dass Penthesileas „Liebe“ nur schwer miteinander verträgliche Aspekte aufweist. Es gibt ihre stumme, rein körperliche Fixierung auf Achilles. Es gibt den Imperativ ihrer sterbenden Mutter Otrere, den sie beherzigt hat und der sie mit ihrer Rolle als Königin entzweit: „Du wirst den Peleiden dir bekränzen:/ Werd’ eine Mutter stolz und froh, wie ich –“ (DKW II, Vs.

2137f.). Es gibt die reglementierte Sexualität des Amazonenstaats, die auf recht verräterische Weise von der Oberpriesterin so bezeichnet wird: „– Steht ihr nicht unbehülflich da, ihr Jungfrau’n,/ Als müßt’ ich das Geschäft der Lieb’ euch lehren!“ (DKW II, Vs. 951f.). Es gibt die Liebe als nackte Gewalt, die sich im Tode des Achilles austobt. Es gibt die Liebe als Todeswunsch, die sich in Penthesileas Identifizierung mit dem grausam erschlagenen Hektor äußert. Und schließlich gibt es die niemals verwirklichte Liebe, die Penthesilea aus der Zeit und vom Zufall befreien soll:

Denn eine andre Kette denk’ ich noch,  
Wie Blumen leicht, und fester doch, als Erz,  
Die dich mir fest verknüpft, um’s Herz zu schlagen.  
Doch bis sie zärtlich, Ring um Ring, geprägt,  
In der Gefühle Glut, und ausgeschmiedet,  
Der Zeit nicht, und dem Zufall, mehr zerstörbar,  
Kehrst du, weil es die Pflicht erheischt, mir wieder,  
Mir, junger Freund, versteh’ mich, die für jedes,  
Sei’s ein Bedürfnis, sei’s ein Wunsch, dir sorgt. (DKW II, Vs. 1832–40)

Man darf sich diese konträren Aspekte der Liebe als Rollen vorstellen, die die Tragödie der Hauptfigur aufzwingt. Sie lassen sich zu keiner rettenden Synthese vereinen, sondern Penthesilea ist dazu verdammt, aus dem einen extremen Gefühlszustand in einen anderen zu fallen. Die Grenzen zwischen ihnen werden niemals endgültig überschritten, sondern lediglich „überschwärmt“. Eine bedeutende Änderung am Text von der frühen Handschrift zur Druckfassung macht diese Tendenz deutlich. Nach ihrem langen Dialog mit Achilles in der vierzehnten Szene wird Penthesilea von den Amazonen befreit. Sie protestiert heftig gegen ihre Rettung, und die Oberpriesterin schließt sie in aller Form von der Gemeinschaft der Amazonen aus: „Frei, in des Volkes Namen sprech’ ich dich [...]“ (DKV II, Vs. 2329). In der frühen Fassung endet diese Rede mit einer Wendung, die Kleist später gestrichen hat:

Uns aber, uns vergönnt du, Königin,  
Daß wir zurück nach Themiscyra gehen,  
Und eine andre Herrscherin uns wählen  
Aus dem Geschlecht der großen Tanais,  
Die sie hinweg vom goldnen Bogen wasche,  
Die Schmach, die deine Hand ihm angetan. (DKV II, Vs. 2046–51)

Wenn die Königin einfach abgewählt werden könnte, so wäre das für Penthesilea doch eine große Erleichterung, die Befreiung aus einer Rolle, die auf ihr lastet und die sie nicht mehr erfüllen kann. In der Druckfassung aber bleibt sie Königin, und wird auch später –

trotz ihrer Verstoßung aus dem Volk der Amazonen – mit diesem Titel von der Oberpriesterin selber angesprochen (vgl. DKV II, Vs. 2405). Die Tragödie will, dass Penthesilea eine Gefangene miteinander unverträglicher Rollen bleibt: Sie darf deren Grenzen in Wunschbildern „überschwärmen“, aber sie bleiben nach wie vor wirksam, und erst ihr Freitod befreit sie aus dem Verhängnis ihrer Liebe.

In seiner Studie *Tragödie der Aufklärung*, die 1994 erschien, hat Peter-André Alt Kleists literaturgeschichtliche Stellung knapp umrissen:

Bereits in den „Schroffensteinern“, die, künstlerisch noch nicht vollends gelungen, die zentralen Motive des späteren Werks konzentriert versammeln, bekundet sich der Umschlag von einer wirkungsbezogenen Dramaturgie der Affekte zur Fundierung des Tragischen im dramatischen Gehalt. Zum bestimmenden Thema Kleists wird nicht nur hier eine dreifache Schuld des Individuums, aus deren Verhängnischarakter allein Schmerz und Leid zu folgen scheinen.<sup>10</sup>

Offensichtlich bedeutet Kleists Neuansatz keinen Verzicht auf die Darstellung heftiger Affekte, denn Penthesilea erscheint immer wieder als eine „Rasende“, und Achilles befremdet die Griechen durch affektgeladene Ausbrüche. Ausschlaggebend für Kleists innovative Praxis ist vielmehr die Verlagerung des Hauptinteresses ins Innere der Protagonistin. Der „dramatische Gehalt“ wird auch nicht durch äußere Kräfte bestimmt, sondern Penthesileas Untergang wird gleichsam auf den Amazonenstaat hinausprojiziert. Vielmehr darf folgender knapper Dialog als programmatisch gelten:

DIE OBERPRIESTERIN

Unmöglich,  
Da nichts von außen sie, kein Schicksal, hält,  
Nichts als ihr töricht Herz –

PROTHOE

Das ist ihr Schicksal!  
Dir scheinen Eisenbanden unzerreißbar,  
Nicht wahr? Nun sieh: sie bräche sie vielleicht,  
Und das Gefühl doch nicht, das du verspottest.  
Was in ihr walten mag, das weiß nur sie,  
Und jeder Busen ist, der fühlt, ein Rätsel. (DKV II, Vs. 1279–86)

Prothoe ist wohl die einsichtigste der Nebenfiguren, aber diese Charakteristik Penthesileas wirkt eher vereinfachend. Denn es gibt kein einzelnes Gefühl, das ihr Verhalten bestimmt, und kein einzelnes Rätsel, dessen Lösung den tragischen Ausgang vermeiden

---

10 Peter-André Alt: *Tragödie der Aufklärung. Eine Einführung*. Tübingen und Basel: Franke 1994, S. 295.

ließe. Das Stück zwingt der Protagonistin eine Mehrzahl miteinander unverträglicher Rollen auf, und ihren Gefühlen eignet eine Rätselhaftigkeit, die erst im Augenblick ihres Freitods zu einer recht arbiträren „Lösung“ gelangt. Die Handlung ist so angelegt, dass die Ereignisse auf dem Schlachtfeld vor Troja sich überstürzen und der Protagonistin keine Gelegenheit vor der Katastrophe zu einer rettenden „Besinnung“ gewähren.<sup>11</sup> In Kleists Tragödien, wie auch in den meisten Erzählungen, kommt die „Besinnung“ zu spät, um tödliche Rätsel zu entwirren, und Prothoe verabschiedet ihre geliebte Königin mit den Worten: „Wohl ihr!/ Denn hier war ihres fernern Bleibens nicht (DKV II, Vs. 3055f.). Die Tragödie schließt mit der grausam ironischen Pointe, dass die rivalisierenden Emotionen, die sich zum Rätsel ihrer verhängnisvollen Liebe zu Achilles vereinigen, nur durch ein „vernichtendes Gefühl“ zur Ruhe finden können (DKV II, Vs. 3027).

---

11 Vgl. folgenden Passus nach dem Tode des Achilles: „DIE ERSTE PRIESTERIN: Wenn man mit Wasser sie besprengt, gebt Acht,/ Besinnt sie sich./ DIE OBERPRIESTERIN: O ganz gewiß, das hoff' ich./ PROTHOE: Du hoffst's, hochheil'ge Priesterin? – Ich fürcht' es.“ (DKV II, Vs. 2811 – 13)



# Das Paradies als paradoxe Strukturformel in Kleists Novelle *Das Erdbeben in Chili*

Thomas PEKAR

I.

Die christliche Vorstellung vom Paradies ist untrennbar mit dem Sündenfall und der Erbsünde verbunden. In jüngster Zeit hat sich der amerikanische Literaturwissenschaftler Stephen Greenblatt in seinem Buch *The Rise and Fall of Adam and Eve*<sup>1</sup> mit dieser Paradiesgeschichte intensiv beschäftigt; sie allerdings – wie der Untertitel der deutschen Übersetzung seines Buches besagt – den „mächtigsten Mythos der Menschheit“<sup>2</sup> zu nennen, dürfte etwas übertreiben, denn es gibt ja durchaus Kulturen, wie die ostasiatischen, die sehr gut auch ohne diese Geschichte leben können. Was die westlichen Kulturen oder das, wie man so sagt – bzw. sagte! –, ‚christliche Abendland‘ betrifft, so ist diese Geschichte bzw. dieser Mythos doch sehr tief in unsere Kultur eingelassen (worauf Greenblatt in seinem Buch hinweist), bildet vielleicht sogar eine kulturelle Matrix (ganz unabhängig davon, ob man christlich sozialisiert worden ist oder nicht). Lässt man sich auf theologische Unterschiede ein, dann gehört weder zur jüdischen noch auch zur islamischen Kultur, die gleichwohl beide den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies kennen, diese starke Version des Sündenfalls, nämlich die Verbindung dieser Ursünde mit der Erbsünde, die die grundsätzliche Sündhaftigkeit eines jeden Menschen von Geburt an in Folge dieses Sündenfalls seiner ersten Eltern bedeutet.<sup>3</sup> Die Taufe und Christi Kreuzestod – Christus als ‚zweiter‘ bzw. ‚letzter‘ Adam ist hier die Vorstellung –

---

1 Vgl. Stephen Greenblatt: *The Rise and Fall of Adam and Eve*. New York/London: W. W. Norton & Company 2017.

2 Vgl. Stephen Greenblatt: *Die Geschichte von Adam und Eva. Der mächtigste Mythos der Menschheit*. München: Siedler 2018.

3 1546 wurde auf dem Konzil von Trient im *Decretum de Peccato Originali* festgestellt, dass alle Menschen in Nachfolge des Adam, mit Ausnahme von der Muttergottes als ‚neuer Eva‘, von der Erbsünde betroffen sind.

helfen da zwar ein wenig, doch diese grundsätzliche Sündhaftigkeit bleibt bestehen. Dieser Gedanke ist ein zutiefst christlicher, begründet vom Apostel Paulus, der eine Theologie der Sünde entwickelte<sup>4</sup>, weitergedacht vom Kirchenlehrer Augustinus, der den Zeugungsakt – also die Sexualität – mit der ‚Übertragung‘ der *peccatum originale*, der Erbsünde, verband. Dies prägt zutiefst das Menschenbild der Kirche, ihre Ablehnung der Sexualität, und auch ihr misogynen Frauenbild, denn Eva, das Weib, die Verführerin, die Sünderin, reichte Adam den Apfel.

Werfen wir einmal einen genaueren Blick auf den Inhalt dieser Geschichte vom Sündenfall: Gott erschuf das Paradies, dann Adam, später „baute“ er (wie es in der Bibel in heutigen Übersetzungen heißt)<sup>5</sup>, aus seiner Rippe Eva; setzte die Menschen ins Paradies, in dessen Mitte – so wird ausdrücklich gesagt<sup>6</sup> – zwei Bäume standen, der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. Dann sagte Gott, dass die Menschen von allen Bäumen im Paradies essen dürfen, nur nicht vom Baum der Erkenntnis. Wenn wir einmal versuchen das, was Gott hier tut, ganz ‚naiv‘ zu verstehen, dann könnte man dies so formulieren: Ich gebe Dir etwas, was Du haben darfst, das Paradies, aber ich gebe Dir auch etwas, was Du nicht haben darfst, diesen Baum der Erkenntnis, von dem Du nicht essen darfst. Dies ist zutiefst widersprüchlich, paradox von der Handlung, ambivalent von der Einstellung<sup>7</sup>, dass ein gütiger, schenkender Gott eine (aus

---

4 Mit der Absicht, die Bedeutung Jesu Christi dadurch zu erhöhen, der als zweiter Adam das Tor zur Erlösung eröffnet.

5 „Gott, der HERR, baute aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau und führte sie dem Menschen zu“ (1. Mose 2,22). Zitiert wird die Bibel nach der revidierten Einheitsübersetzung von 2016.

6 „Gott, der HERR, ließ aus dem Erdboden allerlei Bäume wachsen, begehrenswert anzusehen und köstlich zu essen, in der Mitte des Gartens aber den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse“ (1. Mose 2,9).

7 So wäre auch Paradoxialität von Ambivalenz zu unterscheiden: Handlungstheoretisch können paradoxe Phänomene als solche bezeichnet werden, die durch ein „Ineinander von gegenläufigen oder positiven und negativen Momenten“ (Martin Hartmann: Widersprüche, Ambivalenzen, Paradoxien. Begriffliche Wandlungen in der neueren Gesellschaftstheorie. In: Axel Honneth (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. Frankfurt a. M.: Campus 2002, S. 221–251, hier S. 234) gekennzeichnet sind. Paradoxe Handlungen z.B. könnten auf eine ambivalente Beziehungseinstellung hindeuten: Wenn Ambivalenz auf der „Aufrechterhaltung eines Gegensatzes vom Typus ja-nein [beruht], wo Bejahung und Verneinung simultan und unauflösbar sind“ (Jean Laplanche / Jean-Bertrand Pontalis: Das Vokabular der Psychoanalyse. 4. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980, S. 56) bzw. zwischen diesen Polen oszillieren, dann ist Gottes Beziehung zu dem ersten Menschenpaar davon zutiefst geprägt. Zu den Ambivalenzen bei Kleist vgl. Michael Wetzl: Geben

menschlicher Sicht) vollkommen unbegründete Ausnahme macht. Diese Kombination von Fixierung – der Baum *inmitten* des Paradieses! – und Verbot erzeugt, wir wissen es spätestens seit Freud, psychische Erkrankungen, Neurosen, weshalb wir vielleicht noch ganz froh darüber sein dürfen, dass unsere Urmutter Eva – und in ihrem Gefolge dann Adam – den Einflüsterungen der Schlange folgte und aus dieser krankmachenden Situation ausbrach, indem sie einfach Gottes Verbot übertrat.<sup>8</sup>

Erst in der Neuzeit haben sich kritische Stimmen gegen diese göttliche Ambivalenz erhoben: Nietzsche natürlich, der im *Antichrist* (1888) – wo sonst? – einen eigentlich recht harmlosen Gott auftreten lässt, der aus „Langeweile“ den Menschen „erfindet“<sup>9</sup> und ihn dann aus Angst vor seinem durch die Sexualität in Gang gesetzten Erkenntnisstreben aus dem Paradies vertreibt.<sup>10</sup> Es war dann aber vor allem Kafka, der, wie ich denke, diese gefährliche paradox-pathogenetische Struktur der Paradiesgeschichte in aller Deutlichkeit verstanden hat, wenn er die Paradiesgeschichte 1916 in seinem Tagebuch als „Wüten Gottes gegen die Menschenfamilie“ und das Verbot als „unbegründet“ bezeichnet.<sup>11</sup>

---

und Vergeben. Vorüberlegungen zu einer Neudeutung der Ambivalenzen bei Kleist. In: KJb 2000, S. 89–103.

8 Was Gott hier macht, erinnert an das, was die Doppelbindungstheorie als simultane Kommunikation zweier sich widersprechender Botschaften bezeichnet hat. Es wird ein primäres Gebot ausgesprochen (ich gebe Dir etwas), was auf der zweiten Ebene dazu in Konflikt gerät (was Du nicht haben darfst). Dies ist eine paradoxe oder eben aporetische Kommunikationssituation (vgl. dazu immer noch: Paul Watzlawick / Janet H. Beavin / Don D. Jackson: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. 11. Aufl., Bern u. a.: Huber 2007).

9 „Der alte Gott [...] lustwandelt in seinem Garten: nur dass er sich langweilt. [...] Was thut er? Er erfindet den Menschen [...]“ (Friedrich Nietzsche: Der Antichrist. Fluch auf das Christentum [1888]. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, hg. v. Giorgio Colli / Mazzino Montinari. Bd. 6. München u. a.: Dt. Taschenbuch-Verl. 1988, S. 165–254, hier S. 226).

10 „Die Wissenschaft ist die erste Sünde, der Keim aller Sünde, die Erbsünde“ (ebd., S. 227).

11 „Wüten Gottes gegen die Menschenfamilie / die zwei Bäume / das unbegründete Verbot / die Bestrafung aller (Schlange Frau Mann)“ (Franz Kafka: Tagebücher, hg. v. Hans-Gerd Koch u. a. Frankfurt a. M.: Fischer. 1990, S. 789). Canetti, im Anschluss an Kafka, versteht Gott als einen paranoischen Machthaber, der gegen alle Menschen das Todesurteil ausspricht – mit der Vertreibung aus dem Paradies ist die Sterblichkeit der Menschen verbunden –, worin sich für Canetti der grundlegende Mechanismus der Macht zeigt. Er fasst das so zusammen: „Das Todesurteil für Alle zu Beginn der Genesis enthält im Grunde alles, was über Macht zu sagen ist, und es gibt nichts, das sich nicht daraus ableiten ließe“ (Elias Canetti: Das Buch gegen den Tod. München: Hanser 2014, S. 67).

Meine These ist, im Anschluss hieran<sup>12</sup>, dass auch schon Kleist diese grundlegende Paradoxialität der Paradiesgeschichte erkannt hat<sup>13</sup> – und sie deshalb aufgenommen und benutzt hat, um an ihrem Beispiel dasjenige zu exemplifizieren, was der Literaturwissenschaftler Peter-André Alt vor kurzem, im Anschluss an Kleists Kantkrise, „das Prinzip der Differenz“ genannt hat, nämlich das „Ausscheren aus der binären Logik“<sup>14</sup> des Guten und des Bösen. Differenz wäre das, was ich hier Paradoxialität nennen möchte, nämlich das dauernde Zugleich der Differenz von gut / böse oder Glück / Unglück bzw. die unausgesetzte Insistenz dieser Differenz.<sup>15</sup>

## II.

Ich möchte im Folgenden die Szenenfolge in Kleists Novelle *Das Erdbeben in Chili* (1807) unter dem Aspekt dieser grundsätzlichen Ununterscheidbarkeit von paradiesischem Glück und durch die Vertreibung aus dem Paradies erzeugten Unglück analysieren. Den einzelnen Szenen bei Kleist ist also ihr Gegenteil jeweils latent eingeschrieben. Die Novelle erweist sich als aus der Abfolge dieser Szenen bestehend. Deshalb möchte ich diese

---

12 Bekanntlich bezeichnete Kafka Kleist als einen (von vier!) seiner „eigentlichen Blutsverwandten“ (Franz Kafka: Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit, hg. v. Erich Heller / Jürgen Born. Frankfurt a. M.: Fischer 1967, S. 460).

13 Auf die grundsätzliche Bedeutung des Paradieses bei Kleist wurde in der Forschung verschiedentlich hingewiesen (zum Forschungsüberblick: Sabine Doering: Paradies und Idylle. In: Ingo Breuer (Hg.): Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart / Weimar: Metzler 2009, S. 351–354); Monika Schmitz-Emans sieht das „von Kleist immer wieder thematisierte verlorene Paradies“ im Zusammenhang mit dem Thema „der gestörten Ordnung“ (Monika Schmitz-Emans: Romantik. In: Breuer, Kleist-Handbuch, S. 227–240, hier S. 234f.), das mit Anbruch der Moderne zu einem Zentralthema wurde. So gesehen wäre das Paradies das Ur-Modell für eine solche ‚gestörte Ordnung‘. Vgl. ähnlich: Lena Ekelund: „O sagt mir! – bin ich im Elysium?“. Verfehltes Paradies in Kleists *Penthesilea*. In: Ortrud Gutjahr (Hg.): *Penthesilea* von Heinrich von Kleist. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 63–72.

14 Peter-André Alt: Poetische Logik verwickelter Verhältnisse. Kleist und die Register des Bösen. In: KJb 2008/09, S. 63–81, hier S. 66; er spricht dann auch von Kleists „Dekonstruktion differenzlogischer Begriffsordnungen“ (ebd., S. 81). Damit bezieht er sich auf Derridas Begriff der *différance*, der als unreduzierbare, nicht aufzuhebende Differenz zu verstehen ist.

15 Dies widerspricht diametral Kant, der „von der Unteilbarkeit des Begriffs des Bösen ausgeht“ (ebd., S. 65); siehe dazu auch unten, FN 49.

Paradoxialität als eine Strukturformel für diesen Text ansehen.<sup>16</sup> Ich beschränke mich auf die vier wesentlichen Szenen der Novelle.

Die Geschichte beginnt dramatisch, mit dem Erdbeben, mit dem Pfeiler, an dem Jeronimo „sich erhenken“ (DKV III, 189) will – und der ihn wenig später rettet.<sup>17</sup> Damit ist dieser Pfeiler einer der vielen Dinge bei Kleist, die diese genannte unreduzierbare Differenz verkörpern.<sup>18</sup>

Der Novelle geht eine kleine Vorgeschichte mit dem letztendlichen Grund allen Geschehens voraus, nämlich die „verschwiegene[] Nacht“ im Klostergarten, Schauplatz des „vollen Glückes“ (DKV III, 189) Jeronimos (und man / frau darf hoffen auch Josephens) – und zwar deshalb, weil sie Sex miteinander haben. Wäre dies keine eindeutige Glücks- und Paradiesszene? Denn dieser Klostergarten ist doch zweifellos ein nach dem Vorbild des Paradieses gebildeter Ort. Nun, ob es Sex im Paradies gegeben hat, wissen wir nicht genau: Augustinus behauptet, dass es ihn gegeben habe, aber ohne sexuelle Lust.<sup>19</sup> Wie auch immer – die Vereinigung von Jeronimo und Josephe kann schon deshalb eben nicht paradiesisch gewesen sein, trägt sie doch diesen (aus christlicher Sicht) ‚Makel‘ der Se-

---

16 Unbenommen bleibt das von der Forschung für diese Novelle erkannte dreistufige „Schema von paradiesischem Naturzustand, entfremdeter Gegenwart und wiederzugewinnendem Paradies“ (DKV III, 809), die diese Novelle mit der idealistisch-romantischen „triadischen Struktur“ verbinde und die „für die freie, selbsttätige Überwindung einer modernen Bewußtseinskrise einzustehen hatte“ (Friedrich Strack: Heinrich von Kleist im Kontext romantischer Ästhetik. In: KJb 1996, S. 201–271, hier S. 202).

17 Hält er sich doch beim Erdbeben an diesem Pfeiler, „um nicht umzufallen“ (DKV III, 193).

18 Vgl. auch das Bild des Gewölbes in einem Brief an Wilhelmine von Zenge, welches nur deshalb hält, „weil alle Steine aufeinmal einstürzen wollen“ (DKV IV, 159; Hervorh. im Original). Wetzel sieht in diesem „Sinnbild [...] eine Struktur, die in unseren Tagen von Jacques Derrida als *Dissemination* namhaft gemacht worden ist [...]“ (Wetzel: Geben und Vergeben (wie Anm. 7), S. 90) und worunter die unreduzierbare Bedeutungsproduktion, die sich keinem binären Muster unterordnen lässt, zu verstehen ist; vereinfacht wäre von „unaufhebbare[n] Doppeldeutigkeiten“ (ebd., S. 91) zu sprechen.

19 Augustinus bezeichnet Adam und Eva vor dem Sündenfall als „glücklich [...], von keiner Gemütsregung beunruhigt, von keinem leiblichen Ungemach verletzt“ (Aurelius Augustinus: Der Gottesstaat. De Civitate Dei. Paderborn: F. Schöningh 1979, S. 945). Wenn sie weiterhin im Paradies gelebt hätten, ohne den Sündenfall begangen zu haben, hätten sie, so Augustinus, „ohne die beschämende Begierde eine liebenswerte Nachkommenschaft erzeugt“ – und Augustinus muss an dieser Stelle mehr oder weniger eingestehen, dass er keine Ahnung habe, wie eine Zeugung ohne Begierde funktionieren soll: „Wie das geschehen konnte, ist hier zu erörtern nicht der geeignete Platz“ (ebd., S. 975).

xualität und bleibt dann vor allem auch nicht ohne Folgen. Ausgerechnet an Fronleichnam<sup>20</sup> gebiert Josephe vor der Kathedrale ihr und Jeronimos Kind, woraufhin sie zum Tode verurteilt und Jeronimo ins Gefängnis geworfen wird.

Als zweite Szene, nach dem Klostergarten, möchte ich auf die Erdbebenszene in ihrem Ineinander von Zerstörung – vergegenwärtigt durch den anaphorischen Beginn von nicht weniger als neun, Tod und Verderben beschreibenden Sätzen bzw. Satzteilen mit ‚hier‘<sup>21</sup>– und Glückserfahrung, also, wie es im Text heißt, „Wonnegefühl“ (DKV III, 195) bei Jeronimo hinweisen.<sup>22</sup> Diese Paradoxialität, dass diese größte Zerstörung, seine ‚Lebenslust‘ erzeugt<sup>23</sup>, wird deutlich hervorgehoben und bereitet die ‚große‘ Paradies-Szene vor.

Diese Szene, die dritte also, wird dadurch eröffnet, dass Jeronimo ein „nur von wenig Menschen besuchtes Tal“ (DKV III, 197) betritt, welches sich später zum „Tal von Eden“<sup>24</sup> (DKV III, 201) – wenn auch in der bekannten Kleist’schen hypothetischen ‚Als-

- 
- 20 Fronleichnam bezeichnet die Feier der real-leibliche Anwesenheit Christi im in der Messe (in der Konsekration) gewandelten Brot und Wein, d. h. bezeichnet die Feier der sogenannte Transsubstantiation (dies für die katholische Kirche seit dem 13. Jahrhundert; die Reformation lehnt dieses Fest und die damit verbundene Fronleichnamspzession deutlich ab); wenn Kleist diesem verwandelten Leib Christi den ganz realen Körper des Babys entgegensetzt, könnte man dies durchaus als eine „sarkastisch[e]“ (DKV III, 815) Entgegensetzung ansehen.
- 21 „Hier stürzte noch ein Haus zusammen [...]; hier leckte die Flamme schon [...]; hier wälzte sich [...] der Mapochofluß auf ihn heran [...]. Hier lag ein Haufen Erschlagener, hier ächzte noch eine Stimme [...], hier schrien Leute [...], hier kämpften Menschen und Tiere mit den Wellen, hier war ein mutiger Retter bemüht, zu helfen; hier stand ein Anderer, bleich wie der Tod [...]“ (DKV III, 193).
- 22 Vgl. DKV III, 193; wie es im Kommentar dazu heißt, „vergegenwärtigt“ Kleist damit „auf engstem Raum das allseitige Verderben, einen Aufruhr der Elemente Erde, Feuer und Wasser“ (DKV III, 816). Diese Anapher könnte auch auf das hindeuten, was Kittler als das „anaphorische[] Sprach- und Liebesspiel zwischen Jeronimo und Josephe“ (Friedrich A. Kittler: Diskursanalyse. Ein Erdbeben in Chili und Preußen. In: David E. Wellbery (Hg.): Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists *Das Erdbeben in Chili*. München: Beck 1985, S. 24–38, hier S. 25) bezeichnet hat – und was auf den ursprünglichen anaphorischen (bzw. eigentlich ja alliterierenden) Titel von Kleists Novelle, nämlich *Jeronimo und Josephe*, hinweist: Die anaphorische Darstellung des Erdbebens wäre damit nichts anderes als Ausdruck der Verbundenheit dieser Liebenden.
- 23 Josephe weint – wohlgermerkt „vor Lust, daß er sich des lieblichen Lebens [...] noch erfreue“ (DKV III, 195).
- 24 Hier benutzt Kleist das alte hebräische Wort, gebildet aus der Konsonantenfolge ‚dn‘, welches zunächst einen Ort bezeichnete, also einen Garten *in* Eden, dann zum Garten Eden selbst wurde (vgl. Walter Bühner: Am Anfang ... Untersuchungen zur Textgenese und zur relativ-chronologischen Einordnung von Gen 1–3. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014, S. 191).

Ob‘-Erzählweise<sup>25</sup> – steigern wird.<sup>26</sup> Das Tal gehört zweifellos zu den ältesten literarischen Topoi, um einen geschützten Ort, ein Gebiet der Fülle zu beschreiben; es ist ein, wie Curtius gesagt hat, *locus amoenus*, ein Topos des lieblichen Ortes<sup>27</sup>, in der geistlichen Dichtung dann eben mit dem Paradies, in der weltlichen, etwa in der höfischen Dorfpoesie, mit dem „Lustort, an dem die Liebenden zueinander finden“<sup>28</sup>, verbunden. Diese Doppelung der geistlichen wie weltlichen Dimension taucht hier auch bei Kleist auf.

Neben dieser allgemein bekannten Topik des Tales gibt es meiner Meinung nach auch noch eine spezifisch Kleist’sche Topik des Tales, die ich seinen Briefen entnehme. So schreibt er beispielsweise im Juli 1801 aus Paris an Karoline von Schlieben über das wohl bekannteste deutsche Tal, das Mittelrheintal, Inbegriff deutscher Rheinromantik, dieses: „Das ist eine Gegend wie ein Dichtertraum, und die üppigste Phantasie kann nicht schöneres erdenken, als dieses Thal, das sich bald öffnet, bald schließt, bald blüht, bald öde ist, bald lacht, bald schreckt“ (DKV IV, 239).<sup>29</sup>

In zwei weiteren Briefen schreibt Kleist ganz ähnlich über dieses Tal<sup>30</sup>, wobei er in dem letzteren dieser Briefe noch hinzufügt:

Und hier in diesem Thale, wo der Geist des Friedens u der Liebe zu dem Menschen spricht, wo Alles, was Schönes u Gutes in unsrer Seele schlummert, lebendig wird, u Alles, was niedrig ist, schweigt, wo jeder Luftzug u jede Welle freundlich-geschwätzig, unsere Leidenschaften beruhigt, u die ganze Natur gleichsam den Menschen einladet, vortrefflich zu sein – o war es

---

25 Vgl. Wolfgang Wittkowski: Skepsis, Noblesse, Ironie. Formen des Als-ob in Kleists *Erdbeben*. In: Euphorion 63, 1969, S. 247–283; vgl. dazu zur aktuellen Diskussion: Helena Elshout: Materialität und Figürlichkeit in Kleists *Das Erdbeben in Chili*. Eine rhetorisch-narratologische Analyse. In: Dieter Sevin / Christoph Zeller (Hg.): Heinrich von Kleist. Style and Concept. Explorations of Literary Dissonance. Berlin u. a.: De Gruyter 2013, S. 61–80, hier S. 64f.

26 „Sie [Josephe; Anm. T. P.] ging [...] in ein [...] Tal; und fand ihn [Jeronimo; Anm. T. P.] hier, diesen Geliebten, im Tale, und Seligkeit, als ob es das Tal von Eden gewesen wäre“ (DKV III, 201).

27 Vgl. Ernst Robert Curtius: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. 2. Aufl., Bern: Francke 1954, S. 202–206; der Lustort (*locus amoenus*) ist Bestandteil der von der Antike bis ins 17. Jahrhundert mehr oder weniger fest ausgestalteten Ideallandschaft.

28 Elisabeth Frenzel: Stoff-, Motiv- und Symbolforschung. 3. Aufl., Stuttgart: Metzler 1970, S. 95.

29 Diese Schilderung des Rheintals schließt sich an einer Beschreibung einer Brocken-Besteigung an, in der davon die Rede ist, dass der zuweilen „durch die zerrißnen Wolken“ mögliche Blick vom Brocken „auf ein Parradies [sic]“ (DKV IV, 239) fiel.

30 Vgl. den Brief an Wilhelmine von Zenge (DKV IV, 246) und an Adolphine von Werdeck (DKV IV, 252).

möglich, daß dieses Thal ein Schauplatz werden konnte für den Krieg? Zerstörte Felder, zertretene Weinberge, ganze Dörfer in Asche, Festen, die unüberwindlich schienen, in den Rhein gestürzt – [...] (DKV IV, 253).

Kleist spricht über den Einmarsch französischer Revolutionstruppen ins Rheintal, die Besetzung des linken Rheinufer, die Belagerung von Mainz 1794-1795 und die damit verbundenen Zerstörungen. Worauf es mir hier ankommt, ist genau wieder diese Figur der Differenz, des Zugleichs sowohl in der anaphorischen Landschaftsschilderung („bald ... bald“, wo ja auch negative Phänomene, wie ‚Öde‘ angesprochen werden) als auch in dieser Paradoxialität, die darin liegt, dass in diesem Tal des Friedens Krieg herrscht.

Es ist genau diese Paradoxialität, die uns wieder zum *Erbeben* zurückbringt: Die große Paradiesszene, als Jeronimo Josephe und auch noch sein Kind, den kleinen Philipp<sup>31</sup>, in diesem Tal wiederfindet, ist zwar voller idyllischer Bilder, doch hat die Kleist-Forschung längst schon darauf hingewiesen, dass es sich sozusagen um eine toxische Idylle handelt: Wie in der Klostergartenzene am Anfang ist auch diese Szene von Sexualität durchsetzt, denn wenn es heißt, dass sich Jeronimo und Josephe „in ein dichteres Gebüsch“ schleichen, „um durch das heimliche Gejauchz ihrer Seelen niemand zu betrüben“ (DKV III, 201), so werde damit eine für versierte Kleist-Leser und -Leserinnen „eindeutig zu erkennende Situation größter Lust markiert“.<sup>32</sup> Und der Granatapfelbaum, unter dem sich die drei dann anschließend harmonisch niederlassen<sup>33</sup> (nicht ohne dabei als Nachklang ihrer Liebeslust das „wollüstige[] Lied“ (DKV III, 201) der Nachtigall in dem Wipfel dieses

---

31 Josephe – so erfahren wir hier – wurde „auf ihrem Gang zum Tode“ durch das Erdbeben befreit, da dadurch der „ganze Hinrichtungszug aus einander gesprengt ward“ (DKV III, 197). Sie eilte dann zum Kloster und konnte aus dem zusammenfallenden Gebäude ihren Sohn retten, wohingegen die Äbtissin „mit fast allen ihren Klosterfrauen“ (DKV III, 199) erschlagen wurde.

32 Christine Kanz: „Er wußte nicht warum“. Ungesichertes Wissen und negative Affekte oder: Kleists Konzept der Anerkennung. In: Sevin / Zeller (Hg.): Heinrich von Kleist (wie Anm. 25), S. 257–270, hier S. 259. Ist hier der kleine Philipp Zeuge des intimen Verkehrs seiner Eltern – oder schläft er? Man weiß es nicht; obwohl vorher und nachher von ihm gesprochen wird, wird er an dieser Stelle ausgeblendet: Es heißt explizit, dass sich nur „Jeronimo und Josephe“ ins Gebüsch schleichen – also ohne Philipp.

33 „Hier ließ sich Jeronimo am Stamme nieder, und Josephe in seinem, Philipp in Josephens Schoß, saßen sie, von seinem Mantel bedeckt, und ruhten“ (DKV III, 201). Später ist sogar von „den schattigen Lauben des Granatwaldes“ (DKV III, 208) die Rede. Diese Idylle entspricht, wie von der Forschung bemerkt wurde, dem biblisch-ikonographischen Motiv der Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten (vgl. dazu im Zusammenhang mit der Bild-Tradition: Friedhelm Marx: Familienglück – Familienelend. Heinrich von Kleists Novelle *Das Erdbeben in Chili*. In: Jb f. internationale Germanistik 36/1, 2004, S. 121–134).

Baumes hören zu können)<sup>34</sup>, stehe, so hat dies schon vor vielen Jahren z.B. Friedrich A. Kittler ausgeführt, „im überlieferten Wissen Griechenlands [...] für Persephone und ihre Unterwelt.“<sup>35</sup> Allerdings ist er auch ein christliches Symbol.<sup>36</sup> Neben dem eben erwähnten Pfeiler wäre also dieser Baum als das zweite „zentrale Dingsymbol“<sup>37</sup> für diese Paradoxialität anzusehen. Und schließlich liegt die offensichtliche, vom Text selbst ausgesprochene Paradoxialität der Situation dieser kleinen und ephemeren Familie darin, dass, „viel Elend über die Welt kommen mußte, damit sie glücklich würden!“ (DKV III, 203)<sup>38</sup>

Der Erweiterungsversuch dieser Kleinfamilie zur Großfamilie, idealerweise zur Menschenfamilie, worauf Kleists berühmte Formulierung hinweist, dass die Situation nach dem Erdbeben so war, „als ob das allgemeine Unglück Alles, was ihm entronnen war, zu *einer* Familie gemacht hätte“ (DKV III, 207), misslingt nicht nur, sondern ist Anlass zum Ausbruch einer wahren Gewaltorgie.

Es ist dann so, dass sich die Klein- und Kernfamilie Jeronimo, Josephe und Philipp (die David Wellbery in seiner Deutung des *Erdbebens* als ‚natürliche Familie‘ bezeichnet; ich möchte sie hier neutraler ‚Familie A‘ nennen) einer anderen, größeren, nämlich genau doppelt so großen Familiengruppe um Don Fernando anschließt, bestehend also aus ihm, seiner Frau Donna Elvire<sup>39</sup>, ihrem gemeinsamen kleinen Sohn Juan, seinen beiden

---

34 Dieser Granatapfelbaum könnte auch den Paradiesbaum symbolisieren (dessen Früchte in späteren Traditionsbildungen z.B. Äpfel oder auch Granatäpfel waren; in der Bibel selbst sind die Früchte dieses Baumes nicht spezifiziert) – und damit den Sündenfall als gerade (erneut) vollzogenen Sexualakt.

35 Kittler: Diskursanalyse (wie Anm. 22), S. 33. Damit wäre die Strafandrohung in diesen (Paradies-)Baum mit eingezeichnet.

36 „[I]m Mittelalter wurden der Baum auf Maria, die Frucht auf Christus hin ausgedeutete [...]“ (Kommentar, DKV III, 813).

37 Ebd.

38 Man kann dies auch die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ nennen, d. h. den Umstand, „dass die eine Welt zur selben Zeit, im selben Augenblick viele und sogar einander widersprechende Erlebnisweisen dieser einen Welt zulässt“ (Christian Kohlross: Die Gegenwärtigkeit Heinrich von Kleists. In: Sevin / Zeller (Hg.): Heinrich von Kleist (wie Anm. 25), S. 379–388, hier S. 385).

39 Die „an den Füßen verwundet“ (DKV III, 205) ist und ihren Sohn Juan (aus diesem Grund?) nicht stillen kann. Don Fernando fragt Josephe deshalb, ob sie seinem Sohn „nicht auf kurze Zeit ihre Brust reichen wolle?“ (DKV III, 203), was diese tut. Damit werde sie, so in der Deutung von Wellbery, „auf geradezu archetypische Weise zur ‚natürlichen Mutter‘ stilisiert“ (David E. Wellbery: Semiotische Anmerkungen zu Kleists *Das Erdbeben in Chili*. In: Ders. (Hg.): Positionen (wie Anm. 22), S. 69–87, hier S. 79). Unter dem Aspekt der an

Schwägerinnen (Donna Elisabeth und Donna Constanze), und noch seinem Schwiegervater Don Pedro (Wellbery spricht hier von einer ‚gesetzlich anerkannten Familie‘<sup>40</sup>; ich nenne sie hier ‚Familie B‘).

Die Mischung dieser Familien und ihr gemeinsamer Aufbruch – mit Ausnahme von Donna Elvires, Donna Elisabeths und Don Pedros<sup>41</sup>, die ja alle Mitglieder der Familie B sind, wodurch sich eine zahlenmäßige Symmetrie beider Familien (jeweils drei also) hergestellt hat, zur feierlichen Messe in der einzigen vom Erdbeben verschonten Kirche, einer Dominikanerkirche, legt den Grundstein zur finalen Katastrophe.

Es ist hier wichtig, dass sich die Familien beim Gang zur Kirche umgruppieren: Josephe geht zusammen mit Don Fernando und trägt Juan; Jeronimo trägt Philipp<sup>42</sup> und geht mit Donna Constanzen.<sup>43</sup> Beide Kinder sind damit zeitweilig ganz auf Familie A übergegangen<sup>44</sup> – aber nicht für lange. In der Kirche entsteht nämlich ein „Tumult“ (DKV III, 217), ausgelöst durch die Predigt des Dominikaners dort, der die Sittenverderbnis – inkarniert in Jeronimo und Josephe – als Grund des göttlichen Strafgerichts Erdbeben

---

Marcel Mauss orientierten Gabentheorie erscheint diese erste Gabe der Muttermilch sehr bedeutsam und für die Dynamik der Novelle grundlegend (vgl. dazu: Pamela Moucha: Verspätete Gegengabe. Gabenlogik und Katastrophenbewältigung in Kleists *Erdbeben in Chili*. In: KJb 2000, S. 61–88, hier S. 68ff.; zur Gabe bei Kleist vgl. auch Wetzel: Geben und Vergeben (wie Anm. 7), S. 92ff.).

40 Vgl. Wellbery: Semiotische Anmerkungen (wie Anm. 39), S. 78.

41 Die Rückgabe des kleinen Juan von Josephe an seine eigentliche Familie scheitert: Bevor sie zur Kirche gehen, will Josephe ihn an Donna Elisabeth – wohl in Stellvertretung der kranken Donna Elvire – geben, doch da dieser „über das Unrecht, das ihm geschah, kläglich schrie“ (DKV III, 211), behält sie ihn und nimmt ihn mit zur Kirche, was seinen Tod bedeutet.

42 Dass er dieses ihm fremde Kind trägt, ist eigentlich überhaupt nicht motiviert.

43 Hamacher spricht von einem ‚Chiasmus‘: „[J]e ein Partner eines Paares tritt an die korrespondierende Stelle im anderen Paar“; dieser Chiasmus wird als „das kompositorische Schema der ganzen Erzählung“ angesehen (Werner Hamacher: Das Beben der Darstellung. Kleists *Erdbeben in Chili*. In: Ders.: Entferntes Verstehen. Studien zu Philosophie und Literatur von Kant bis Celan. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, S. 235–279, hier S. 268). Moucha schreibt zu dieser Gruppierung: „Die beiden Kernfamilien, die Geachteten und die Geächteten, werden in ihrer Konstellation aufgesprengt und vermischen sich zu einem neuartigen Gebilde aus Vertretern verschiedener Stände (Jeronimo und Donna Constanze) sowie Vertretern von divergierendem sozialen und rechtlichen Stand (Don Fernando und Josephe). Indem den Männern jeweils die Frau des anderen zur Seite gestellt wird, formieren sich die Gruppen durch einen symbolischen Frauentausch neu“ (Moucha: Verspätete Gegengabe (wie Anm. 39), S. 84f.).

44 Der Eintritt Juans in diese Familie geschah schon vorher durch sein Gestilltwerden von Josephe, was ja gewiss ‚Natürlichkeit‘ konnotiert. Wellbery spricht dem Stillen genau diese ‚zentrale Rolle zu‘ (Wellbery: Semiotische Anmerkungen (wie Anm. 39), S. 79).

hinstellt. Durch diesen Tumult erschreckt, „strebte“, wie es im Text heißt, der kleine Juan „von Josephens Brust weg Don Fernando in die Arme“ (DKV III, 217). Er drängt sich also in die Arme seines Vaters.<sup>45</sup> Josephe setzt daher Juan auf Don Fernandos Arm, der auch noch Philipp, den bisher Jeronimo trug, übernimmt. Josephe bittet ihn dann, die Kirche mit den beiden Kindern auf dem Arm zu verlassen, um diese so zu retten. Don Fernando will aber alle, also auch Jeronimo und Josephe retten, führt sie auch aus der Kirche, aber auf dem Vorplatz wird Jeronimo von seinem eigenen Vater mit einer Keule erschlagen, woraufhin die Menge oder Volksmasse über die Gruppe herfällt. Don Fernando, der ja beide Kinder immer noch trägt, kämpft dessen ungeachtet zwar als „göttliche[r] Held“ (DKV III, 221), doch kann er es nicht verhindern, dass alle außer ihm selbst und Philipp von der wütenden Menge erschlagen werden.<sup>46</sup> Der Tod seines eigenen Kindes wird eindringlich geschildert: Juan wird ihm entrissen und „an eines Kirchpfeilers“ – hier wieder der Pfeiler! – „Ecke zerschmettert“ (DKV III, 221). Er sieht dann seinen Sohn vor sich liegen, mit, wie Kleist drastisch schreibt, „aus dem Hirne vorquellenden Mark“ (DKV III, 221).<sup>47</sup>

Hier müsste eigentlich meine These der Paradoxialität, des dauernden Zugleich der Differenz gut / böse bzw. Glück / Unglück erschüttert werden – was anderes als das von Kant so genannte ‚radikale Böse‘<sup>48</sup> wäre in dieser Szene des vierfachen Mordes inklusive des schrecklichen Kindermordes zu erkennen? Und das wäre auch so, gäbe es nicht diesen

---

45 Deshalb denkt man in der Kirche, dass Juan Philipp sei, da Josephe, die man erkannt hat, ihn trägt und dass Don Fernando Jeronimo sei, da das Kind zu ihm will (zur Analyse dieser Szene unter dem Aspekt einer „Logik der Supplementarität“ vgl. Hamacher: *Das Beben* (wie Anm. 43), S. 273f.).

46 Im Scheitern dieses ‚Helden‘ zeige sich, so Bernd Fischer, der Zerfall dieses Musterideals, welches bei Schiller dagegen noch intakt geblieben war (vgl. Bernd Fischer: *Fatum und Idee. Zu Kleists *Erdbeben in Chili**. In: *DVjs* 58, 1984, S. 414–427, hier S. 424).

47 Das Zitat lautet im Zusammenhang: „Don Fernando, als er seinen kleinen Juan vor sich liegen sah, mit aus dem Hirne vorquellenden Mark, hob [...] seine Augen gen Himmel“ (DKV III, 221).

48 „[S]o werden wir diesen einen natürlichen Hang zum Bösen, und, da er doch immer selbstverschuldet sein muß, ihn selbst ein r a d i k a l e s, angebornes (nichts destoweniger aber uns von uns selbst zugezogenes) B ö s e in der menschlichen Natur nennen können“ (Immanuel Kant: *Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft*. In: *Ders.: Die Metaphysik der Sitten. Werkausgabe Bd. VIII*, hg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977, S. 649–879, hier S. 680).

skandalösen Schlusssatz dieser Novelle: Don Fernando kehrt nämlich dann zu seiner zurückgelassenen Frau Donna Elvire mit dem einzigen Überlebenden der Familie A, mit Philipp, zurück und dieser wird von ihnen als „Pflegesohn“ (DKV III, 221) angenommen, woran sich dann dieser letzte, unglaubliche Satz der Novelle anschließt: „[U]nd wenn Don Fernando Philippen mit Juan verglich, und wie er beide erworben hatte, so war es ihm fast, als müßt er sich freuen“ (DKV III, 221). „Freuen“ als letztes Wort<sup>49</sup> – damit stellt sich die Paradoxialität in aller Schärfe her: Es wird diesem schrecklichen Ereignis eine positive Färbung unterlegt.

Man kann dem Ganzen natürlich auch einen Sinn abgewinnen, so wie es frühere Interpreten taten<sup>50</sup> – und so wie es auch noch Wellbery tut, der die gesamte Novelle als eine Adoptionsgeschichte begreift, d. h. „das Kind geht von einer ‚natürlichen Familie‘ zu einer ‚gesetzlich anerkannten‘ über“<sup>51</sup>, also von Familie A zu B –, wobei sich die natürlich-illegale Vaterschaft (der Zeugung) zur kulturell-legalen (der Adoption) gewissermaßen ‚läutert‘, was für Kleist ein Positivum gewesen sein könnte, deshalb also diese Fast-Freude – im Übrigen eine klassische ambivalente Gefühlsdisposition.

Es gibt sicherlich viele andere Möglichkeiten, diesen skandalösen Satz zu verstehen<sup>52</sup>; mir kommt es hier auch gar nicht so sehr auf eine semiotische Analyse oder hermeneutische Interpretation an, sondern eigentlich nur darauf, dass das Paradox-Paradigma, um es einmal so zu sagen, also auch in dieser vierten und letzten Szene fortgesetzt wird – die Strukturformel bleibt also selbst in dieser extremsten Spannung erhalten.

---

49 Wobei dieses „sich freuen“ vom einschränkenden „fast“ und vom „Postulatcharakter des Müssens“ (Moucha: Verspätete Gegengabe (wie Anm. 39), S. 62) bestimmt ist – erneut eine Paradoxie also bzw.: „Eine widersprüchliche Konstruktion, die nicht nur ein retardierend-zögerliches Moment enthält („fast“), sondern an sich ein Oxymoron darstellt – sich *freuen müssen*. Eine Konstruktion, in der darüber hinaus ein imperatives Verb (müssen) in die *Möglichkeitsform* gestellt wird“ (ebd., S. 62).

50 Die im Symbol des überlebenden Kindes einen heilsgeschichtlichen Ausweg fanden (vgl. dazu Fischer: *Fatum und Idee* (wie Anm. 46), S. 423).

51 Wellbery: *Semiotische Anmerkungen* (wie Anm. 39), S. 78.

52 Weshalb sich dieser Text eben auch für ‚Modellanalysen‘ eignet. Zu einem Überblick über verschiedene Lesarten des Schlusssatzes vgl. Eberhard Schockenhoff: „Wenn es Gottes Wille ist“. *Das Erdbeben in Chili* und *Der Zweikampf*, theologisch gelesen. In: Werner Frick (Hg.): Heinrich von Kleist. Neue Ansichten eines rebellischen Klassikers. Freiburg i. Brsg.: Rombach 2014, S. 297–320, hier S. 305–308.

III.

Lassen Sie mich zum Schluss noch einen Brückenschlag zu den Affekten unternehmen. Es scheint so, als gäbe es für Kleist keinen Ausweg aus der Paradoxialität und den von ihr erzeugten ambivalenten Gefühlslagen, also keine Eindeutigkeit, jedenfalls nicht in diesem Leben. Das Bewusstsein ist zwar seit dem Essen vom Baum der Erkenntnis differenzfähig geworden<sup>53</sup>, aber diese Differenzsetzungen (gut / böse) erweisen sich letztendlich als illusorisch, verschiebt sich doch diese Grenzziehung zwischen den Differenzen permanent (im Sinne einer unabschließbaren *différance*).<sup>54</sup> Das war vielleicht ein Lebensproblem für Kleist, welches er noch mit seinem mit Henriette Vogel begangenen Doppelselbstmord zu lösen versuchte, strebte er doch nach Eindeutigkeit. So wäre dann doch etwas radikal Böses bei Kleist zu finden, nämlich die Differenz selbst<sup>55</sup>, ihre Unausweichlichkeit, ihre Unhintergebarkeit. Gibt es da keinen Ausweg? Doch, nämlich zu dem Punkt zu gehen, wo sich diese Differenz eröffnet hat, womit wir wieder im Paradies wären, denn seitdem wir vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen gegessen haben, gibt es eben diese Differenz. Eine Chance wäre es, von diesem Baum der Erkenntnis ein zweites Mal zu essen – und zu hoffen, dadurch wieder „in den Stand der Unschuld zurückzufallen“ (DKV III, 563), wie Kleist im *Marionettentheater* schreibt. Wir müssten also erneut ins Paradies kommen, nur wie? Die Antwort Kleists auf diese Frage ist berühmt: „Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist“ (DKV III, 559).

---

53 Anders gesagt: Über die Differenzsetzung sei das Bewusstsein erst entstanden und stehe deshalb entfremdet „in kritischer, urteilender Distanz zum Sein“ (Kohlross: Die Gegenwärtigkeit (wie Anm. 38), S. 381).

54 Derridas Wendung gegen Hegels Begriff der Aufhebung – „Könnte man die *différance* definieren, so müsste man sagen, dass sie sich der Hegel’schen Aufhebung *überall*, wo sie wirkt, [...] entgegenstellt“ (Jacques Derrida: Positionen, hg. v. Peter Engelmann. 2. Aufl. Wien: Passagen 2009, S. 65) – ist von dem Bestreben motiviert, diese Aufhebung von „binären Gegensätzen [...] mittels eines dritten Ausdrucks“ zugunsten von weder / noch-Ausdrücken (wie *Pharmakon*, *Supplement*, *Hymen* etc.) in Frage zu stellen (vgl. ebd., S. 67f.; zu diesen Begriffen auch Wetzels: Geben und Vergeben (wie Anm. 7), S. 91).

55 „Das Böse ist nicht über die Differenz zum Guten definiert, sondern bezeichnet, da es keine Identität besitzt, die Differenz selbst“ (Alt: Poetische Logik (wie Anm. 14), S. 69).

Und diese Reise um die Welt wäre von der nicht zu lösenden Ungewissheit bestimmt, dass das Paradies ja nur *vielleicht* von hinten offen ist – vielleicht ist es aber auch dort geschlossen; dann wäre diese ganze Reise um die Welt vollkommen vergeblich gewesen.

# Rechtsgefühl und Gewalteskalation in Kleists *Michael Kohlhaas*

Arne KLAWITTER

Was Kleist zu entfesseln vermag, was in seinen Briefen, Novellen und dramatischen Werken aufblitzt, scheint uns mehr als ein sprachlicher Effekt, mehr als poetischer Zugriff auf Realität zu sein. Seine Sprache ist die Spur einer anderen Affektivität, einer neuen, nie dagewesenen Welt, deren Produktivkräfte wie ungebändigt durch die literarische Form als Blitz oder Spannung aufflackern und über uns hinausweisen.<sup>1</sup>

Gemeinhin wird in der Forschung – ganz so, wie es der Erzähler in Kleists *Michael Kohlhaas* auf der ersten Seite auch nahelegt – davon ausgegangen, dass das maßlose Rechtsgefühl des eigentlich „rechtschaffen[en]“ (DKV III, 13) Rosshändlers Kohlhaas, dessen Protest zwar einen berechtigten Anlass hatte, jedoch in einen Rachefeldzug mündet, der außer Kontrolle gerät, ihn zum Räuber und „Mordbrenner[en]“ (DKV III, 70) macht. So heißt es gleich zu Beginn der Erzählung:

Dieser außerordentliche Mann würde, bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder, die ihm sein Weib schenkte, erzog er, in der Furcht Gottes, zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht Einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohltätigkeit, oder seiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz, die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtsgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder. (DKV III, 13)

Diese implizite These wird im Folgenden unter Einbeziehung des frühneuzeitlichen Fehderechts, aber auch mit Blick auf Kohlhaas' Rechtsgefühl und die Darstellung entfesselter Gewalt sowie der dazu verwendeten narrativen Techniken und wirkungsästhetischen Strategien überprüft. Beginnen möchte ich in Bezug auf die Eingangspassage mit der Frage: Wer spricht hier eigentlich? Denn obgleich der Erzähler sich bei der Schilderung

---

1 Mathieu Carrière: Für eine Literatur des Krieges, Kleist. Basel/Frankfurt a. M.: Stroemfeld/Roter Stern 1981, S. 11.

der Ereignisse auf chronikalische Quellen über die 1534 begonnene und mit der Hinrichtung im Jahr 1540 beendete Fehde des Hans Kohlhaas beruft,<sup>2</sup> kann er nicht uneingeschränkt als Chronist angesehen und bezeichnet werden. Vor allem die Geschehnisse, die den Kurfürsten von Sachsen betreffen, sind frei erfunden. Hinzu kommt, dass sich der Erzähler an verschiedenen Stellen als unzuverlässig erweist.<sup>3</sup> So heißt es beispielsweise am Anfang, dass Kohlhaas aus einem „Dorfe“ komme, „das noch von ihm den Namen führt“ (DKV III, 13), während später Kohlhaasenbrück gegenteilig als ein Ort bezeichnet wird, „nach welchem der Roßhändler heiße“ (DKV III, 114). Zwar erhält der Leser diese Information vom Brandenburgischen Erzkanzler Heinrich von Geusau, dem früheren Stadthauptmann, der seines Amtes wegen durchaus über ein solch spezielles Wissen in dieser Sache verfügen könnte. Doch wird sie, wie andere auch, ohne hinterfragt zu werden, in die Erzählrede integriert. Wenn sich der Erzähler nun aber bereits bei solchen Basisinformationen als unzuverlässig erweist, wie können wir dann seine für die Deutung des Geschehens so wichtige Aussage, Kohlhaas' Rechtsgefühl habe ihn zum Räuber und Mörder gemacht, uneingeschränkt akzeptieren? In der wechselnden Parteinahme – Kohlhaas wird einerseits seiner „Wohltätigkeit“ und „Gerechtigkeit“ (DKV III, 13) wegen gelobt, andererseits als „entsetzliche[r] Wüterich“ (DKV III, 68) und „Mordbrenner[.]“ (DKV III, 70) bezeichnet – erweist sich die vermeintliche Chronistenstimme als „systemkonforme, die zugleich an der Korruption teilhat und die Ereignisse gegen die öffentliche Ordnung sprechen läßt“.<sup>4</sup> Indem die Affekte gleich zu Beginn vom Erzähler selbst auf das Recht bezogen werden, d. h. auf die Rechtschaffenheit des Protagonisten und seinen Anspruch auf die Anerkennung seines Rechts, gibt die Erzählung ein Interpretationsmuster für den Text vor und unterwirft die Gefühlsunordnung gewissermaßen einer diskursiven Ordnung und damit einer Kontrolle, was schließlich in die weithin anerkannte Deutung mündet, dass Kohlhaas sich unrechtlicher Mittel bediene, um das Recht

---

2 Explizit an einer Stelle, DKV III, 138. Zu den Quellen s. Bernd Hamacher: Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Erläuterungen und Dokumente. Stuttgart: Reclam 2003, S. 58–69.

3 Vgl. dazu Jochen Schmidt: Heinrich von Kleist. Die Dramen und Erzählungen in ihrer Epoche. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2003, S. 183.

4 David Ratmoko: Das Vorbild im Nachbild des Terrors. Eine Untersuchung des gespenstischen Nachlebens von ‚Michael Kohlhaas‘. In: KJb 2003, S. 218–231, hier S. 222.

als etwas, was ihm zustehe, durchzusetzen, was ihn letztlich zu einem rechtlosen Menschen mache.

In der Forschung wurde bereits mehrfach darauf hingewiesen,<sup>5</sup> dass – im Gegensatz zur *Märkischen Chronik* von Peter Haffitz (um 1520–1602) – dem um 1600 verfassten *Commentarii de Marchia et rebus Brandenburgicis* von Nicolaus Leutinger (1554–1612) die frühneuzeitliche Rechtsinstitution des Fehdewesens nicht mehr bekannt war. Auch der Erzähler nimmt diesbezüglich offenbar eine Position ein, für die das Fehdewesen keine Gültigkeit mehr hat. Die Fehde galt zumindest bis zur Verkündung des „Ewigen Landfriedens“ 1495 durch Kaiser Maximilian als „subsidiäres Rechtsmittel“<sup>6</sup> und konnte durch einen Fehdebrief binnen drei Tage für den Fall ausgerufen werden, dass die gewöhnlichen rechtlichen Möglichkeiten ausgeschöpft waren oder sich kein Richter zur Prozessführung fand. Nach der Verkündung des „Ewigen Landfriedens“ allerdings bedeutete das Führen einer Fehde einen schweren Landfriedensbruch. In der Strafgerichtsordnung Kaiser Karls V. aus dem Jahr 1532, der *Carolina*, wird zwischen rechtmäßiger und widerrechtlicher Fehde unterschieden, was wiederum bedeutet, dass die Fehde als Rechtsmittel mit Einschränkungen erlaubt ist. Aus diesem Blickwinkel bleibt unentscheidbar und somit offen, wie schon Bernd Hamacher bemerkt hat, ob Kohlhaas „als Landfriedensbrecher (dem keine Amnestie hätte gewährt werden dürfen) oder als Fehdeführer (mit dem verhandelt werden muss) anzusehen ist“.<sup>7</sup>

Was für den Erzähler zutrifft, ließe sich über Kleists Verfahrensweise allgemein festhalten: Sie besteht in einer „Überblendung unterschiedlicher, nicht selten unvereinbarer diskursiver Kontexte“.<sup>8</sup> So wird z. B. im Gespräch mit Luther das frühneuzeitliche Fehderecht mit der aufklärerischen Naturrechtsdebatte verknüpft, auf die sich dann Kohlhaas in seiner Argumentation bezieht:

Der Krieg, den ich mit der Gemeinheit der Menschen führe, ist eine Missetat, sobald ich aus ihr nicht, wie Ihr mir die Versicherung gegeben habt, verstoßen war! Verstoßen! rief Luther, indem er ihn ansah. Welch eine Raserei der Gedanken ergriff dich? Wer hätte dich aus der

---

5 Vgl. Bernd Hamacher: Michael Kohlhaas. In: Ingo Breuer (Hg.): Kleist-Handbuch. Leben–Werk–Wirkung. Stuttgart/Weimar: Metzler 2013, S. 97–106. Einschlägig zum Fehderecht ist Hartmut Boockmann: Mittelalterliches Recht bei Kleist. Ein Beitrag zum Verständnis des „Michael Kohlhaas“. In: KJb 1985, S. 84–108.

6 Boockmann: Mittelalterliches Recht bei Kleist (wie Anm. 5), S. 91.

7 Hamacher: Michael Kohlhaas (wie Anm. 5), S. 99.

8 Ebd.

Gemeinschaft des Staats, in welchem du lebstest, verstoßen? Ja, wo ist, so lange Staaten bestehen, ein Fall, daß jemand, wer es auch sei, daraus verstoßen worden wäre? – Verstoßen, antwortete Kohlhaas, [...] nenne ich den, dem der Schutz der Gesetze versagt ist! Denn dieses Schutzes, zum Gedeihen meines friedlichen Gewerbes, bedarf ich; ja, er ist es, dessenhalb ich mich, mit dem Kreis dessen, was ich erworben, in diese Gemeinschaft flüchte; und wer mir ihn versagt, der stößt mich zu den Wilden der Einöde hinaus; er gibt mir, wie wollt Ihr das leugnen, die Keule, die mich selbst schützt, in die Hand. – (DKV III, 78)

Die Theorie des Gesellschaftsvertrages besagt, dass sich die Menschen – in einer Art Übereinkunft – darauf geeinigt hätten, zum Zwecke des friedlichen Zusammenlebens auf einen Teil der ihnen von Natur aus zukommenden Rechte zu verzichten und sie dem Gemeinwesen zu übertragen, woraus für jeden Einzelnen sowohl Rechte als auch Pflichten erwachsen: auf der Seite des Staates das Recht auf das Gewaltmonopol, zur gleichen Zeit aber auch die Pflicht, seine Bürger vor Unrecht und unrechtmäßigen Gewalttaten zu schützen. Sobald aber der Staat seinen Verpflichtungen nicht nachkomme – so das Argument der französischen Revolutionäre –, werde der Gesellschaftsvertrag hinfällig, womit das Naturrecht wieder in Kraft treten würde.

An diesem Punkt lässt sich ein Bezug zu den staatspolitischen Debatten Ende des 18. Jahrhunderts herstellen, aber auch zu den historischen Ereignissen in Preußen Anfang des 19. Jahrhunderts. Die deutschen Länder, allen voran Preußen, befinden sich im Krieg mit dem Napoleonischen Frankreich und sind dabei, alle möglichen militärischen Kräfte zu mobilisieren. Das geschieht auf ganz unterschiedliche Art und Weise: durch Propaganda, Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (Anfang des Jahres 1813) und der freiwilligen Jägerdetachments (am 3. Februar 1813) sowie durch die Einführung der Landwehr nach Scharnhorsts Entwurf vom 17. März 1813, unterzeichnet vom König am 21. April 1813.

Die Ausrüstung und Bewaffnung der Landwehrinfanterie war in den ersten Jahren (bis 1815) sehr mangelhaft; häufig wurden auch nur Piken und Äxte als Waffen geführt, und eine nicht geringe Anzahl Soldaten hatten nicht einmal Schuhe. In den Jahren zwischen 1807 und 1814, also genau in der Zeit, in der Kleist seine Erzählungen *Das Erdbeben von Chili* (erschieden im September 1807 im *Morgenblatt für gebildete Stände*) und *Michael Kohlhaas* (1810) verfasst hatte, wurde die preußische Armee in der sogenannten Preußischen Heeresreform grundlegend reorganisiert, wobei auch Teile der revolutionären und napoleonischen Strukturen des militärisch erfolgreichen Frankreich übernommen wurden.

Friedrich Kittler hat im Anschluss an die Studie *Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie* (1987) seines Bruders Wolf Kittler gezeigt, wie Kleist in der Erzählung *Das Erdbeben von Chili* sozusagen „unter den Bedingungen und Masken des Bildungssystems [und dabei gleichzeitig die Prinzipien dieses Systems unterlaufend; Anm. A. K.] die Diskurspraxis des Partisanen“ entwickelte.<sup>9</sup> Als Ausgangspunkt seiner Überlegungen dient ihm die Wahl der in der Erzählung verwendeten Waffen: Der Gegensatz zwischen Schwert und Keule, mit der die „satanische Rotte“ das Gesetz wieder herzustellen versucht, indem sie die vermeintlichen Gesetzesbrecher durch Lynchjustiz hinrichtet, bildet die soziale Opposition zwischen adeligen Offizieren und der Masse des Volkes ab. Kleist, so Kittler, rede nicht in Metaphern über Krieg und Gewalt, sondern gleichsam wie ein Ingenieur und mit dem Blick eines Kriegsstrategen. Aus der metaphorischen Gewalt wird somit eine faktische, was sich in beiden Texten an der eindringlichen Darstellung der exzessiven Gewalt ablesen lässt:

Kohlhaas, der beim Eintritt in den Saal einen Junker Hans von Tronka, der ihm entgegen kam, bei der Brust faßte, und in den Winkel des Saals schleuderte, daß er sein Hirn an den Steinen versprützte, fragte, während die Knechte die anderen Ritter, die zu den Waffen gegriffen hatten, überwältigten, und zerstreuten: wo der Junker Wenzel von Tronka sei? Und da er, bei der Unwissenheit der betäubten Männer, [...] niemanden fand, so stieg er fluchend in den Schloßhof hinab, um die Ausgänge besetzen zu lassen. Inzwischen war, vom Feuer der Baracken ergriffen, nun schon das Schloß, mit allen Seitengebäuden, starken Rauch gen Himmel qualmend, angegangen, und während Sternbald, mit drei geschäftigen Knechten alles, was <nicht> niet- und nagelfest war, zusammenschleppten, und zwischen den Pferden, als gute Beute, umstürzten, flogen, unter dem Jubel Hersens, aus den offenen Fenstern der Vogtei, die Leichen des Schloßvogts und Verwalters, mit Weib und Kindern, herab. (DKV III, 63f.)

Was Kittler in Hinblick auf die Erzählung *Das Erdbeben von Chili* konstatiert, nämlich, dass das Ende „im höchsten Grade gefährlich“<sup>10</sup> sei, denn es siege die Keule, was schließlich die Zensur (d. h. die Diskurspolizei) auf den Plan ruft,<sup>11</sup> trifft gleichermaßen auf *Michael Kohlhaas* zu: Ein Selbsthelfer, der für sein Recht zum Mordbrenner wird, darf nicht als Held erscheinen. Es kann keinen Freispruch, keine Art von Amnestie für Kohlhaas

---

9 Friedrich A. Kittler: Ein Erdbeben in Chili und Preußen. In: David E. Wellbery (Hg.): Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists *Das Erdbeben in Chili*. München: Beck 1985, S. 24–38, hier S. 37.

10 Ebd., S. 38. Zit. n. Karl Glossy: Kleine Mitteilungen. In: Jahrbuch der Grillparzergesellschaft 33 (1935), S. 151f.

11 Kittler: Ein Erdbeben in Chili und Preußen (wie Anm. 9), S. 38: „Als 1810 der erste Teil von Kleists *Erzählungen* vorlag, beantragte Zensor Retzer ein unbedingtes Verbot, das von der Wiener Hofzensurstelle auch genehmigt wurde.“

geben. Das wäre zu gefährlich, denn die politische Situation nach dem Landsturmedikt in Deutschland ist diffizil: Es besteht zu jedem Augenblick die Möglichkeit, dass die gegen die französischen Invasoren gerichteten Waffen (Keulen, Äxte, Hacken und Pickel) sich plötzlich gegen die Herrscher im eigenen Lande wenden könnten, dass also, wie 1789 in Frankreich geschehen, das Unterste zu Oberst gekehrt würde und die Keulen gegen die Schwerter siegen könnten. Die Landwehr und die mit ihr verbundene Selbstbewaffnung der freiwilligen Wehrmänner birgt folglich ein unkalkulierbares Situationspotential und die Gefahr, dass Recht und Gesetz überhaupt in Frage gestellt werden könnten, was dem rechtlichen System den Boden entziehen würde, da es sich nicht mehr als souverän und unumschränkt gültig erweist, sondern als ein Mittel der Machterhaltung.

Die Geschichte von Kohlhaas führt diese unwiderrufliche Infragestellung der Grundlagen bürgerlichen Rechts vor Augen: In dem Moment, wenn Kohlhaas seine über alles geliebte Ehefrau verliert, verkauft er seinen gesamten Grundbesitz (vgl. DKV III, 63) und mutiert zu einer „nomadischen Kriegsmaschine“ (Deleuze / Guattari), die „die Kompetenzterritorien der verschiedenen Gerichte“ durchstreift.<sup>12</sup> Jeder Ort, den er ansteuert, ist dazu da, niedergebrannt und wieder verlassen zu werden. Das bürgerliche Recht, das auf Vertrag und Sicherung des privaten Eigentums beruht, hat ab diesem Augenblick für Kohlhaas keine Gültigkeit mehr.

Als „Partisan“, als Nomade ohne Grundbesitz folgt Kohlhaas einer völlig anderen Logik und Strategie (und damit auch einer anderen diskursiven Ordnung), wodurch er auf eine fundamentale Art und Weise zu einem Feind des Staates und dessen Rechtssystems wird – oder in den Worten von Donald Rumsfeld: zum „unlawful combatant“.<sup>13</sup> Das Paradox, das seinem gesetzlosen Handeln zugrunde liegt, entspringt seinem (im buchstäblichen Sinne) unerhörten Rechtsanspruch, „so stark Gerechtigkeit zu wollen, daß ihre Organe sich unfähig erklären, sie ihm zu verschaffen“.<sup>14</sup> Auf der Kraftlinie dieses Affekts, der aus diesem unerhörten Anspruch erwächst, wird Kohlhaas zum „outlaw“, der keinen Gedanken über die Rechtmäßigkeit seiner Mittel verschwendet, was ihn in den Augen der Bürger als Mordbrenner erscheinen lässt, der zugleich aber „auf seiner langen Reise durch

---

12 Carrière: Für eine Literatur des Krieges (wie Anm. 1), S. 45.

13 Vgl. dazu Ratmoko: Das Vorbild im Nachbild des Terrors (wie Anm. 3), S. 221.

14 Carrière: Für eine Literatur des Krieges (wie Anm. 1), S. 45.

die Institutionen deren Unfähigkeit ihn zu verurteilen deutlich macht“ und dabei „die Gegensätze und Widersprüche zwischen regionalen Verwaltungen und ihrem Equivalent auf Reichs-Ebene“<sup>15</sup> entlarvt.

Das Umschlagen von Rechtsgültigkeit und Rechtsanspruch in völlige Rechtlosigkeit, die Mobilisierung sämtlicher militärischer Kräfte sowie die ungewöhnlich krasse Darstellung exzessiver Gewalt finden für Kittler ein politisch-historisches Pendant im Preußischen Landsturmedikt von 1813, in der Volksbewaffnung und der „Jägertaktik“ kämpfender Landsmänner, was Kleist, selbst preußischer Offizier, in seinen Erzählungen *Das Erdbeben von Chili* (1807) und *Michael Kohlhaas* (1810) gewissermaßen literarisch vorwegnahm. Kittler kontextualisiert dabei nicht einfach Kleists literarischen Text und stellt eine Art intertextuelle Beziehung zu den preußischen Gesetzesverordnungen und Edikten her. Ganz im Sinne Foucaults liest er den Text nicht hermeneutisch oder deutet ihn sozialgeschichtlich. Er behandelt Kleist nicht mehr ausschließlich als Produzent literarischer Texte innerhalb eines Bildungsdiskurses, sondern gesteht ihm die Position eines Kriegsstrategen zu. Ebenso wie Foucault interessiert sich Kittler für die jeweilige Ordnung des Diskurses, genauer gesagt, für die Regeln und Strategien der entsprechenden diskursiven Praxis.

Sowohl *Das Erdbeben von Chili* als auch *Michael Kohlhaas* sind in der Forschung mit Texten (und diskursiven Strategien) Schillers in Zusammenhang gebracht worden. So erweist sich der durch Naturgewalt hergestellte Paradieszustand der natürlichen Familie unter dem Granatapfelbaum im Tal Eden als Umkehrung des Schiller'schen Schemas einer moralischen Erziehung,<sup>16</sup> und *Michael Kohlhaas* kann als Kontrafaktur zu Schillers *Verbrecher aus Infamie* (1786/92) gelesen werden:<sup>17</sup> „Bei Schiller ist der verstehende

---

15 Ebd., S. 44.

16 Vgl. Kittler: Ein Erdbeben in Chili und Preußen (wie Anm. 9) sowie Christa Bürger: Statt einer Interpretation Anmerkungen zu Kleists Erzählen. In: David E. Wellbery (Hg.): Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists *Das Erdbeben in Chili*. München: Beck 1985, S. 88–109.

17 1792 erschienen unter dem Titel *Der Verbrecher aus verlorener Ehre*. Vgl. Bernd Hamacher: Geschichte und Psychologie der Moderne um 1800 (Schiller, Kleist, Goethe). ‚Gegensätzliche‘ Überlegungen zum Verbrecher aus Infamie und Michael Kohlhaas. In: KJb 2006, S. 60 – 74.

Nachvollzug bei der Lektüre das Ziel, bei Kleist verstärkt die Ursachenforschung die Rätselhaftigkeit, anstatt sie aufzulösen.“<sup>18</sup>

Vor diesem Hintergrund ließe sich die Diskurspraxis des Partisanen auf die Literatur bzw. auf Kleists Position als Schriftsteller übertragen. Als solcher nämlich agiert Kleist gegen die idealisierten Vorstellungen eines vergeistigten Bildungsbürgertums, „weshalb ihr Herr und Meister Goethe dem Nachwuchsautor Kleist gegenüber denn auch alle Reserven hat“.<sup>19</sup> Die Erzählung *Michael Kohlhaas* ist diskurspolitisch nichts anderes als ein Fehdebrief gegen die Bedeutungshoheit hermeneutischen Interpretierens. Während sich der Dichterkönig Goethe wiederholt in Geisterbeschwörung versucht (*Zauberlehrling*, *Faust*) und der Bildungsbürger Schiller seinen Geist mit Stechäpfeln benebelt und – den Regeln des Bildungsdiskurses gehorchend – Literatur als moralische Anstalt praktiziert, indem er für das Bürgertum verständliche Geschichten über eine ideale und gerechte Ordnung fabriziert, entwickelt der entlassene Offizier und intellektuelle Nomade Kleist die Diskurspraxis eines Geächteten.

Kleist verarbeitet nicht einfach historische Charaktere oder Ereignisse, um von der sittlichen Würde des Menschen zu erzählen. Ebenso wenig demonstriert er – dem Geniegedanken und Prinzip des autonomen Kunstwerks folgend –, wie geistreich er in der Lage ist, Literatur zu produzieren, um seine gottgleiche Schöpfernatur ins Licht zu setzen. Stattdessen führt er vor Augen, wie unnachgiebig und zugleich aussichtslos der Kampf des Geächteten für sein Recht ist, und verherrlicht dabei die dem Staatsapparat äußerliche Kriegsmaschine, die er diesem in einem von vornherein verlorenen Kampf gegenüberstellt, wie Kleist es schon in einem anderen Kontext in seinem Drama *Penthesilea* (1808) getan hat.<sup>20</sup> Dabei kommt er nicht umhin, die Prinzipien des Bildungsdiskurses mit dem Gebot der sinnhaften Verständlichkeit zu überschreiten. Um das aber deutlich zu machen, muss er zugleich zeigen, wie unverständlich die Unverständlichkeiten des Textes sind

---

18 Hamacher: *Michael Kohlhaas* (wie Anm. 5), S. 100.

19 Kittler: *Ein Erdbeben in Chili und Preußen* (wie Anm. 9), S. 37f. Ähnlich heißt es bei Carrière: „Goethe fürchtete die unentzifferbare Wahrheit des Schauerlichen wie die Pest. Wenn er auf Spuren von Kleist trifft, wird ihm übel. Die Kriegsmeute, die Invasion durch Kräfte des Unbewußten, eine zu gewaltige Produktion von Begehren, zerstört das Kompromißgebilde Traum – Gegenstand und Atelier der Dichtkunst“ (Carrière: *Für eine Literatur des Krieges* (wie Anm. 1), S. 25).

20 Vgl. dazu Gilles Deleuze und Félix Guattari: *Tausend Plateaus*, Berlin: Merve 1992, S. 487f.

(daher die Vielzahl der Verrätselungen, Verwechslungen und Verschiebungen) und dass diese Unverständlichkeiten für den Leser letztlich nichts anderes sind als Gewaltakte. Das lässt sich auch auf der Darstellungsebene des Textes aufzeigen. Denn wie in kaum einer anderen Erzählung bestimmt in *Michael Kohlhaas* die Eskalation von Gewalt die Handlung.<sup>21</sup> In dem Augenblick, in dem der Rechtsanspruch zum Affekt wird, entfesselt sich die Gewalt ungehemmt auf dessen Fluchtlinie, um die Räume des staatlichen Rechts zu verwüsten und an den Zentren der Machtautorität bürgerkriegsähnliche Zustände zu schaffen. Zu ihrer Darstellung bedient sich Kleist eines unzuverlässigen Erzählers, bindet das Dasein seines Protagonisten so fest an Feuer und Schwert, um ihn als „Statthalter Michaels, des Erzengels,“ (DKV III, 73) und rächenden „Würgeengel“ (DKV III, 87) auftreten zu lassen, überblendet unvereinbare diskursive Kontexte, um die Kontinuität von Recht, Glücksversprechen und Seelenheil zum Einsturz zu bringen, und lässt mit dem verkapselten Zettel eine unlesbare Botschaft (das Objekt gewordene Nichtdiskursive) zirkulieren, um die Souveränität des Signifikats zu stürzen.

Zuvor war es bereits ein geheimnisvoller Brief, gleichermaßen ein „Schimmer auf der Oberfläche des Textes“,<sup>22</sup> den ein Knecht dem in Dresden im Gefängnis einsitzenden Kohlhaas überbringt, verfasst vom abtrünnigen Nagelschmidt, der eine versprengte Rotte befehligt, um den Kampf weiter zu führen, und der es dem Kurfürsten letztendlich erlaubt, Kohlhaas den Prozess zu machen – allerdings nur, weil der Brief abgefangen und vom Schlosshauptmann von Wenk geöffnet und gelesen wird (vgl. DKV III, 110). Der „outlaw“ Kohlhaas wiederum weiß um die „Geheimnisse des Zettels“ (DKV III, 123), so wie Kleist, der Partisan im Bildungsdiskurs, sich der Macht des Nichtsdiskursiven bewusst ist und weiß, wie er sie einzusetzen hat:

Kohlhaas [...] trat [...] an den Block. Eben knüpfte er sich das Tuch vom Hals ab und öffnete seinen Brustlatz: als er, mit einem flüchtigen Blick auf den Kreis, den das Volk bildete, in geringer Entfernung von sich, zwischen zwei Rittern, die ihn mit ihren Leibern halb deckten, den wohlbekannten Mann mit blauen und weißen Federbüschen wahrnahm. Kohlhaas löste sich, indem er mit einem plötzlichen, die Wache, die ihn umringte, befremdenden Schritt, dicht vor ihn trat, die Kapsel von der Brust; er nahm den Zettel heraus, entsiegelte ihn, und überlas ihn: und das Auge unverwandt auf den Mann mit blauen und weißen Federbüschen gerichtet, der bereits süßen Hoffnungen Raum zu geben anfang, steckte er ihn in den Mund und ver-

---

21 Vgl. Ratmoko: Das Vorbild im Nachbild des Terrors (wie Anm. 4), S. 218, wo es weiter heißt: „Der Terror liegt in der Erzählweise von ‚Michael Kohlhaas‘ beschlossen.“

22 Carrière: Für eine Literatur des Krieges (wie Anm. 1), S. 48.

schlang ihn. Der Mann mit blauen und weißen Federbüschen sank, bei diesem Anblick, ohnmächtig, in Krämpfen nieder. Kohlhaas aber, während die bestürzten Begleiter desselben sich herabbeugten, und ihn vom Boden aufhoben, wandte sich zu dem Schafott, wo sein Haupt unter dem Beil des Scharfrichters fiel. (DKV III, 141)

Für das Ende des Textes ist bezeichnend, dass, wie Ratmoko es bereits so treffend formuliert hat, „mit der Auflösung der Handlung kein Knall in Szene gesetzt wird, sondern Blindgänger zurückbleiben“,<sup>23</sup> genauer gesagt, sind es verkapselte Blindgänger. Die Effekte dieser diskursiven Praxis liegen auf der Hand: Obgleich die Erzählung *Michael Kohlhaas* literaturwissenschaftlich längst überinterpretiert ist, bleiben Lücken und Rätsel – oder eben verkapselte Signifikanten, und so ließe sich abschließend sagen: Was hermeneutischen Interpretationen an *Michael Kohlhaas* ein Rätsel bleiben muss, ist die Gewalt seines Geschriebenseins selbst: die Erzählung als diskursives Ereignis.

---

23 Ratmoko: Das Vorbild im Nachbild des Terrors (wie Anm. 4), S. 218.

# Die elektrisierte Nation

## Zum Bild der unkontrollierbaren Menschenmenge in Heinrich von Kleists *Abendblatt*-Artikel über die preußische Finanzreform

Hirosuke TACHIBANA

Das Thema meines Beitrags ist der Affekt des politischen Kollektivs. Ich greife einen in dieser Hinsicht interessanten, aber im Vergleich mit anderen Texten, die in diesem Band zur Diskussion stehen, weniger bekannten Text auf. Es geht um eine politische Schrift aus dem *Berliner Abendblatt*, die sich auf Hardenbergs Finanzreform im Jahr 1810 bezieht und bei der sich wegen stilistischer und vor allem inhaltlicher Parallelen „nicht mit letzter Sicherheit [...], aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit“<sup>1</sup> Kleists Autorschaft konjizieren lässt.<sup>2</sup> Hier vergleicht Kleist die psychische Dynamik des Kollektivs, genauer der deutschen Nation, mit dem experimentalphysikalischen Phänomen der elektrischen Influenz. Er macht also ein naturwissenschaftliches Wissen für seine politischen Reflexionen fruchtbar. Ich werde zuerst genauer betrachten, was in diesem Text verhandelt wird. Dann soll das hier entwickelte Bild der Nation kontextualisiert werden.

Kleists Schrift, die im *Berliner Abendblatt* vom 18. Januar 1811 veröffentlicht wurde, bezieht sich auf das bekannte Finanzedikt vom 27. Oktober 1810. Dieses von Hardenberg verfasste und unter dem Namen des preußischen Königs erlassene Edikt macht das Vorhaben der preußischen Regierung zur Finanzreform bekannt. Den direkten Anlass zu den Reformversuchen Hardenbergs gab die Notlage der Preußen, die ihrerseits in ihrer verheerenden Niederlage gegen Napoleon in der Doppelschacht von Jena und Auerstedt den Ursprung hatte.<sup>3</sup> Für die Preußen bedeutete der Ausgang dieses Krieges, den der demüti-

---

1 Klaus Müller-Salget: Kommentarteil in DKV III, S. 1090.

2 Vgl. ebd., S. 1090–1103.

3 Zum historischen Kontext der preußischen Reformen nach der Schlacht in Jena/Auerstedt vgl. z. B. Reinhart Koselleck: Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848 [1967]. Stuttgart: Klett 1975,

gende Frieden von Tilsit im Jahr 1807 besiegelte, ein halbiertes Territorium und eine halbierte Bevölkerung, der zudem eine unerhört hohe Kontribution auferlegt wurde.<sup>4</sup> Angesichts dieser Notlage setzten die preußischen Beamten auf die Reform. Deren Ziel bestand, wie Koselleck schreibt, darin, „eine wirtschaftlich freie Gesellschaft zu entfalten, die fähig sein sollte, für das erforderliche Geld aufzukommen“.<sup>5</sup> Es sollten also „im Geist von Smith“<sup>6</sup> alle Materialien des Staates, sei es der Boden, sei es die Arbeitskraft der Menschen, durch die Stimulierung der freien Konkurrenz im freien Markt mobilisiert werden, um das Einkommen und den Kredit des Staates zu steigern. Der Reformversuch konkretisierte sich in Maßnahmen wie der Einführung der Gewerbefreiheit, der dafür nötigen Beseitigung der Hindernisse wie der Zunftverfassung, der Aufnahme der Domäne in die ritterschaftlichen Kreditinstitute oder der Einführung des allgemeinen Steuersystems. Da diese Maßnahmen zwangsläufig in die überlieferte, altständische Verfassung eingreifen mussten, riefen sie konsequenterweise den „erbitterte[n] Widerstand der alten regionalen Stände“, vor allem den des „gutsherrlichen Adels“<sup>7</sup> hervor. In der Tat ist die Radikalität von Hardenbergs Edikt offensichtlich. So heißt es z. B. in der Einleitung:

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen etc. etc.

Haben Uns bisher unablässig damit beschäftigt, die besten Mittel ausfindig zu machen, um den durch den letzten Krieg gesunkenen Wohlstand Unseres Staats wieder herzustellen, den Kredit empor zu heben und die Verpflichtungen zu erfüllen, welche der Staat gegen seine Gläubiger auf sich hat, insbesondere haben wir durch sehr große Anstrengungen, soviel als nur immer möglich war auf die Se. Majestät den Kaiser der Franzosen zu entrichtende Kriegskontribution von 120 Millionen Franken abgetragen, so daß solche mit dem Ende des jetzt laufenden Jahres zur Hälfte abbezahlt seyn wird. Mit Rührung haben Wir die Beweise von

---

S. 163ff.; Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 1. Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur defensiven Modernisierung der Reformära 1700 – 1815. München: Beck 1987, S. 197ff.; Christopher Clark: Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600–1947. Aus dem Englischen von Richard Barth / Norbert Juraschitz / Thomas Pfeiffer. München: Pantheon 2008, S. 364–399. Das Verhältnis von Kleists Unternehmen der Berliner Abendblätter zu diesen Reformen skizziert Manfred Botzenhart: Kleist und die preußischen Reformer. In: KJb 1988/1989, S. 132–147. In der folgenden Darstellung der preußischen Reform folge ich zum großen Teil diesen Forschungen.

4 Vgl. Koselleck: Preußen (wie Anm. 3), S. 167; Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte (wie Anm. 3), S. 398; Botzenhart: Kleist (wie Anm. 3), S. 134. Allerdings macht Clark darauf aufmerksam, dass man die Reform, nicht zuletzt die Heeresreform und Agrarreform, schon lange vor 1806 diskutiert hatte. Vgl. Clark: Preußen (wie Anm. 3), S. 376–384. Wie er in Bezug auf den Versuch zur Aufhebung der Erbuntertänigkeit schreibt, „war der durch Napoleon erlittene Schock lediglich der Katalysator, nicht die Ursache“ (ebd., S. 381).

5 Koselleck: Preußen (wie Anm. 3), S. 167.

6 Ebd., S. 168.

7 Ebd.

Anhänglichkeit aller Klassen Unserer getreuen Unterthanen an Unsere Person, Unser Haus und Unsere Regierung bemerkt, insonderheit auch die Hülfe erkannt, welche Uns bei der Sicherstellung der gedachten Kontribution und bei der Aufbringung der einstweilen nöthigen Fonds von Unsern getreuen Ständen und von dem Handelsstande mit größter Bereitwilligkeit geleistet worden ist. Die Schwierigkeiten, welche Wir noch zu überwinden haben, sind beträchtlich, und erfordern noch zu Unserer Bekümmerniß nicht geringe Opfer. Wir vertrauen aber auf die Vorsehung, die Unsere nur auf die Rettung des Staats und auf das Wohl Unserer Unterthanen gerichteten Bestrebungen segnen wird und auf die patriotischen Gesinnungen Unsers treuen Volks.<sup>8</sup>

Um das Gemeinwesen zu retten, fordert Hardenbergs Edikt vom Volk unter dem Namen des Königs die patriotische Aufopferung. Trotz der Hinweise auf die dynastischen Interessen ist in diesen Sätzen ein Ruf an das nationale Gefühl vernehmbar. Dass am Ende des so begonnenen Edikts der König sogar die Möglichkeit nicht ausschließt, zukünftig nach der Rettung des Staates „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen als für das Ganze zu geben, deren Rath Wir [Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen etc. etc.] gern benutzen“<sup>9</sup>, ist nicht zu verwundern. Um die Notlage des Ganzen zu beseitigen, wird also von jedem einzelnen Bürger die Aufopferung gefordert. Als Gegenleistung dafür soll ihm die Partizipation an der Herrschaft eingeräumt werden. Zwar sah Hardenberg als Voraussetzung der Finanz- und Wirtschaftsreformen seine dringlicheren Aufgaben vor allem in der Reform der Verwaltung und der Einführung des generellen Steuersystems, „das die Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen Bürger, Bauer und Adel aufheben sollte“.<sup>10</sup> Doch spielte das Konzept der Nationalrepräsentation, wenn auch als Fernziel, in seinen Reformbestrebungen ständig eine Rolle.<sup>11</sup> Wer, um den Staat zu retten, Geld ausgibt, der hat das Recht,

---

8 Edikt über die Finanzen des Staats und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben. In: Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten 2, 1810, S. 25.

9 Ebd., S. 31. Zu diesem Versprechen und dessen Folge vgl. Koselleck: Preußen (wie Anm. 3), S. 186f.; Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte (wie Anm. 3), S. 448ff.; Clark: Preußen (wie Anm. 3), S. 395ff.

10 Koselleck: Preußen (wie Anm. 3), S. 192.

11 Vgl. ebd., S. 185ff. Koselleck schreibt z. B.: „Daß die Exekutive [...] den Kern der Notverfassung ausmachen müsse, in der man sich damals befand, daran ließ Hardenberg keinen Zweifel [...]. Gleichwohl blieb die Nationalrepräsentation integrales Moment von Hardenbergs Verfassungskonzept, denn er hoffte sie gegen die Provinzen in die Waagschale des Staates zu werfen, um, wie er sich ausdrückte, den ‚Provinzialismus‘ durch den ‚Nationalismus‘ aufzehren zu lassen“ (ebd., S. 188). Entsprechend charakterisiert Hardenberg die Repräsentanten der Notabelversammlung, die er berief, um seine Reformvorschläge für das gemeingültige Steuersystem durchzuführen (vgl. Clark: Preußen [wie Anm. 3], S. 389), als

sich mittels der Repräsentation an der Herrschaft zu beteiligen. Hardenberg wollte das Nationalinteresse aktivieren, indem er die Gesamtheit der Bürger die durch den Staat übernommenen Kriegsschulden tragen ließ.<sup>12</sup> Genau dieser radikale Gedanke, zur Überwindung der allgemeinen Not die ganze Nation zu mobilisieren, schlägt sich im Text des Finanzedikts nieder.

Der am 18. Januar 1811 im Abendblatt veröffentlichte, in der Briefform geschriebene Artikel bezieht sich auf diese Reform. Was der Verfasser hier unternimmt, um die Reformmaßnahmen der Regierung gegen den altständisch gesinnten Empfänger<sup>13</sup> des Briefes zu verteidigen, ist ein hermeneutischer Versuch, die Absicht der Regierung auszuloten. Der Adressat wundert sich vor allem über die Einführung der indirekten Steuern, die nicht durchgeführt werden kann, ohne „die Grundlage der Verfassung anzurühren“ (DKV III, 508).<sup>14</sup> Wenn es nur darauf ankommt, die Staatsschuld zu tilgen, wäre es am einfachsten, direkten Steuern einzuziehen. Denn mit dieser Maßnahme würde man die althergebrachte Verfassung nicht anzutasten brauchen. Dies ist jedenfalls die Ansicht des Adressaten. Ihm gegenüber entfaltet der Briefschreiber seine eigene Ansicht. Zunächst ist von der patriotischen Hingabe für das Gemeinwesen die Rede:

Fern sei mir, zur Einleitung in das, was ich Ihnen zu sagen habe, in die auf allen Lippen ertönde Klage, über Mangel an Gemeingeist und Patriotismus einzustimmen! In einem Augenblick, wie der jetzige ist, scheint es mir doppelt unschicklich, diese Untugend der Zeit, wenn sie vorhanden sein sollte, anders anzuklagen, als durch die bessere Tat. Wer Vergangenheit und Zukunft ins Auge faßt, der ist mit der Gegenwart, als dem Mittelglied derselben, ausgesöhnt; und wenn ein beträchtlicher Zeitraum von Jahren verflossen ist, ohne daß die Kraft der Hingebung und Aufopferung für das Gemeinwesen wäre erprobt und geübt worden, so ist dies nur ein Grund mehr für mich, zu glauben, daß wir dem Zeitpunkt ganz nahe sind, wo ihm die größten [sic] und herrlichsten Opfer, würdig der schönsten Beispiele der Vorzeit, werden gebracht werden. (DKV III, 509)

---

„Bürger des ganzen Staates [...], deren Hilfe bei der Gründung einer freien und gleichen preußischen Gesellschaft benötigt werde“ (ebd.).

12 Koselleck: Preußen (wie Anm. 3), S. 186–187.

13 Müller-Salget zufolge kann Kleists Artikel als Polemik gegen Adam Müller gelesen werden, der in seinen am 15. und 16. 11. 1810 in den *Abendblättern* veröffentlichten Artikeln den verstorbenen Christian Jakob Kraus und die von diesem beeinflussten, wirtschaftlichen Reform Hardenbergs, d. h. „die Übernahme der Theorien des englischen Nationalökonomens Adam Smith in die preußische Wirtschaftspolitik“ (Müller-Salget: Kommentarteil [wie Anm. 1], S. 1093), im Interesse des altständischen, konservativen Adels denunziert hatte. Vgl. ebd., S. 1093–1094, 1100–1101.

14 Vgl. auch ebd., S. 1101.

Man soll es bei der Klage über den mangelnden Gemeingeist nicht bewenden lassen. Vielmehr muss an die Stelle der Klage die wirkliche Tat treten. Die patriotische Hingabe muss sich verwirklichen. Gerade in dieser Hinsicht kommen die vom Opponenten vorgeschlagenen, direkten Steuern, die ohne die Veränderung der geltenden Verfassung eingeführt werden können, dem Briefschreiber unzuweckmäßig vor. Dieser setzt seine Argumentation fort:

Aber gesetzt, die Regierung hätte, Ihrem Vorschlage gemäß, ohne die Form der Verfassung, wie es geschehen ist, anzurühren, die Summe der Nationalschuld direkt, sei es nun unter der Form einer Anleihe oder einer Kontribution, von dem Lande eingefordert: mit welchem Geiste, meinen Sie, würde diese Anforderung wohl, bei der Erschütterung alles innerlichen Wohlstandes, von dem Lande aufgenommen worden sein? Würde man sich zu einer Kraftäußerung so außerordentlicher Art, schon vor acht Wochen, als man das Drückende, das in der Alternative lag, nicht kannte, so schlagfertig und bereitwillig gezeigt haben? *Hatten* die Stände, möcht' ich fragen, damals diese Kraft schon, und ging nicht (ich berufe mich auf Sie selbst) von Mund zu Mund, auf nichts gestützt und doch nichts desto weniger allgemein, die Behauptung, daß die Kontribution die Kräfte des Landes bei Weitem übersteige? (DKV III, 509–510) (Hervorhebung im Original)

Zu verwirklichen ist also die außerordentliche Äußerung der nationalen Kraft. Um diesen Zweck zu erreichen, benötigt man die indirekten Steuern, die anders als die direkten die Veränderung der Verfassung mit sich bringen müssen.<sup>15</sup> Was aber die indirekten Steuern für den Autor des Briefes attraktiv macht, ist nicht so sehr die Maßnahme für sich oder die Idee, die sie fundiert, als vielmehr der psychische Effekt, den die die Verfassung umstürzenden Steuern auf das Volk machen. Sie erwecken bei den Menschen den drückenden, beunruhigenden Eindruck, dass ihr Untergang bevorstehen würde. Durch das sich von Mund zu Mund allmählich verbreitende, grundlose, aber sensationelle und deswegen wirksame Gerücht umso mehr befördert, invadiert dieses Bewusstsein von der Krise die öffentliche Meinung. In diesem gereizten, instabilen Gemütszustand der Nation öffnet

---

15 Manfred Botzenhart folgert dagegen daraus, dass hier die Verletzung der Verfassung durch das Finanzedikt erwähnt wird, Kleists Solidarität mit Adam Müller. Vgl. Botzenhart: Kleist (wie Anm. 3), S. 142–143. Dennoch scheint mir die Lage umgekehrt. Der Artikel erwähnt die Verletzung der Verfassung vielmehr, um diese als eine positive Folge des Edikts zu verteidigen und damit die Behauptung des konservativen Opponenten in Frage zu stellen. Wie gezeigt wurde, sieht auch Müller-Salget in diesem Artikel eine Opposition gegen Adam Müller. Vgl. noch einmal Müller-Salget: Kommentarteil (wie Anm. 1), S. 1100–1103. Damit wird auch die These Botzenharts fragwürdig, der Kleist die eklektische Haltung der Kreise des preußischen Adels zuschreibt, „die angesichts der Notlage der Monarchie zu materiellen Opfern durchaus bereit waren und sich auch den begrenzten Reformen in Staat und Gesellschaft nicht widersetzen, bei der Umformung der preußischen Verfassung jedoch die Berücksichtigung altständischer Rechte forderten“ (Botzenhart: Kleist [wie Anm. 3], S. 145–146).

sich die Möglichkeit einer Kraftäußerung der außerordentlichen Art. Mit den Maßnahmen der indirekten Steuern zu diesem reaktiven Prozess den ersten Anstoß zu geben, dies ist für den Briefschreiber die Absicht der Regierung:

Wie nun, wenn der Gedanke, diese Kraft in dem Schoß der Nation zu erwecken und zu reifen, mit in die Waageschale gefallen wäre? Wenn man die Reaktion, die gegen den Inbegriff der erlassenen Verordnungen, auf ganz notwendige Weise, eintreten mußte, gar wohl berechnet hätte, und nicht sowohl der Buchstabe derselben, als vielmehr der Geist, den sie, in Folge jener natürlichen Reaktion, annehmen würden, die Absicht und der Zweck der Regierung gewesen wäre? – (DKV III, 510)

Nicht der Text selbst, sondern der Eindruck, den er auf die Leser macht, sei ausschlaggebend. Durch ihn muss das Gemüt des Volkes destabilisiert werden. Schon beim Erlass der Verordnungen habe die Regierung vielleicht mit diesem psychologischen Effekt auf das Volk gerechnet. Es wäre also nicht ausgeschlossen, dass die Regierung die Verordnungen zur Einführung der indirekten Steuern absichtlich als Initialzündung des reaktiven, kettenartigen Prozesses, der schließlich zur nationalen Kraftäußerung führen sollte, benutzt haben könnte. Nachdem der Briefschreiber so seine Analyse, oder besser seine Hoffnung, bekannt hat, also unmittelbar nach dem Gedankenstrich, erzählt er eine Anekdote, allem Anschein nach, um diese zu verwirklichende Entfesselung der nationalen Kraft zu illustrieren<sup>16</sup>:

Börhave erzählt von einem Holländer, der paralytisch war, daß er, seit mehreren Jahren schon, nicht die Kräfte gehabt habe, die Türe seines Zimmers zu öffnen. Als aber zufällig Feuer in dem Zimmer entstand: hatte er die Kraft, ohne auch nur die Klinke oder den Schlüssel zu versuchen, die Türe, auf den ersten Anstoß, einzusprennen: er befand sich, ohne daß er angeben konnte, woher ihm das Vermögen dazu gekommen war, auf der offenen Straße, und war gerettet. (DKV III, 510)

So sieht das Wecken der „Kraft in dem Schoß der Nation“ (DKV III, 510) aus. Es geht also um den Vorgang, in dem sich die potenzielle, im Frieden schlummernde Kraft mit dem Einbruch der Gefahr plötzlich und explosionsartig manifestiert. Die deutsche Nation kann dabei mit einem Körper des Menschen verglichen werden.

Die Forschung hat als mögliche Quelle dieser Anekdote in der pseudowissenschaftlichen Zeitschrift *Museum des Wundervollen oder Magazin des Außerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben* (Bd. 6 [1807]) einen Text mit dem Titel *Der*

---

16 So liest auch Müller-Salget: Kommentarteil (wie Anm. 1), S. 1102.

*Schrecken als Heilmittel* entdeckt.<sup>17</sup> Hier werden von einem Arzt verschiedene Fälle erzählt, in denen verschiedene Krankheiten wie das Podagra, Zuckungen oder die Geistesverwirrung durch den Schrecken und seine Erschütterungen geheilt werden.<sup>18</sup> Hier findet man auch eine der Anekdote im Abendblattartikel ähnliche Geschichte: „Einen andern Gliederkranken verließ seine Krankheit, als in dem Hause, worin er wohnte, Feuer ausbrach; er sprang vom obern Stockwerke herab und wurde dadurch völlig gesund.“<sup>19</sup> Die so unvorhersehbare, schwierig zu erklärende Wirkung des Schreckens vergleicht der erzählende Arzt mit „einer elektrischen Erschütterung“<sup>20</sup>. Entsprechend heißt es in der Einleitung des Textes: „Er [Der Schrecken] erschüttert elektrisch den Körper, hemmt auf Augenblicke den Blutumlauf, und bringt die auffallendsten Erscheinungen hervor.“<sup>21</sup> Es geht um den menschlichen Körper, dessen Zustand durch den plötzlich einbrechenden Schrecken gereizt, metaphorisch ausgedrückt, elektrisiert, wird.

Im Artikel über die Finanzmaßregeln der Regierung im *Berliner Abendblatt* werden dieser Körper und dessen Phänomene herangezogen, um metaphorisch die politischen Phänomene zu illustrieren. Die vereinheitlichte Nation, die auf eine außerordentliche Weise ihre Kraft äußert, wird durch einen Körper des Menschen symbolisiert, dessen Zustand in der kritischen Situation der Gefahr wie elektrisch geladen ist. Was den Ausbruch der Kraft ermöglicht, ist nichts anderes als dieser Zustand. Der Autor des Artikels, d. h. wahrscheinlich Kleist, operationalisiert den elektrisierten Körper als politische Metapher für die Nation, indem er die Anekdote aus dem medizinischen Bereich zitiert. Die deprivierte Nation, die „die Kraft der Hingebung und Aufopferung für das Gemeinwesen“ (DKV III, 509) lange weder „erprobt“ noch „geübt“ (DKV III, 509) hat, war der paralytisierte Körper, der „seit mehreren Jahren schon, nicht die Kräfte gehabt ha[t], die Türe seines Zimmers zu öffnen“ (DKV III, 510). Nun wird die Nation durch die Verordnungen der Regierung beunruhigt, die Angst vor dem allgemeinen Untergang stimuliert

---

17 Vgl. ebd., S. 1102.

18 Vgl. *Der Schrecken als Heilmittel*. In: *Museum des Wundervollen des Außerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben*. 12 Bde., Leipzig 1803–1813. Bd. 6. 4. Stück. 1807, S. 274–276. In: *Sammlung der Quellen der Berliner Abendblätter* (BA, II/7–8 [CD-ROM]).

19 Ebd., S. 275.

20 Ebd.

21 Ebd., S. 274.

das kollektive Gemüt. Die potenzielle Kraft der Nation äußert sich erst in dieser hochgespannten, instabilen Stimmung. Die Nation ist dabei dem menschlichen Körper analog, der in der extrem gefährlichen Situation wie elektrisiert gereizt und deswegen der Äußerung der Kraft fähig ist, oder besser eines Ausbruchs der Gewalt von so explosiver Art, dass der Paralytiker damit die Türe zersprengen kann. Durch diese doppelte Metaphorisierung kann die Nation als ein elektrisch geladener Körper aufgestellt werden.

In der Vorstellung des Briefschreibers kommt es nicht mehr nur darauf an, durch die Einführung des für das ganze Land gleichmäßig gültigen Steuersystems das nationale Interesse zuungunsten des provinziellen Partikularismus zu aktivieren.<sup>22</sup> Was ihm vorschwebt, ist vielmehr ein Gewaltausbruch von unkontrollierbarer Art. Zwei Hinweise in Kleists Anekdote über den holländischen Paralytiker, die in seinem Quellentext *Der Schrecken als Heilmittel* nicht so explizit erwähnt werden oder gar fehlen, d. h. von Kleist selbst stammen, unterstreichen diesen Charakter des Vorgangs, also die Unkontrollierbarkeit: Erstens entsteht das Feuer, das als Initialzündung der Kraftäußerung figuriert, „zufällig“ (DKV III, 510). Zweitens kann der Paralytiker selbst nicht angeben, „woher ihm das Vermögen dazu gekommen“ (DKV III, 510) ist. Durch die Metapher wird konsequenterweise auch der nationalen Kraftäußerung dieser Charakter zugesprochen. Sie hängt vom äußeren Zufall ab. Insofern berechnet die preußische Regierung in Kleists Artikel ein Unberechenbares.

Dieser *Abendblatt*-Artikel, in dessen Referenzquelle die Metapher der Elektrizität auftaucht, erinnert an Kleists bekannten Text *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* (1805), also an den Text, in dem die Kleist-Forschung die Entwicklung des poetologischen Kerngedankens dieses Dichters erkannt hat.<sup>23</sup> In diesem ebenfalls in der Form eines Briefes verfassten Text rät Kleist dem Freund, was er tun soll, wenn er „etwas wissen [will] und es durch die Meditation nicht finden“ (DKV III, 534) kann. Nach Kleist soll er dann einfach „mit dem nächsten Bekannten“, wer immer es auch sein

---

22 Zur die Reform der Regierung fundierenden Idee vgl. noch einmal Koselleck: Preußen (wie Anm. 3), S. 185–188.

23 Repräsentativ dafür Gerhard Neumann: Das Stocken und das Straucheln des Körpers. In: Ders. (Hg.): Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall. Freiburg i. Br.: Rombach 1994, S. 13–29; Klaus Müller-Salget: Heinrich von Kleist. Stuttgart: Reclam 2002, S. 139ff.

mag, „darüber [] sprechen“ (DKV III, 534). Aber die wichtigste Voraussetzung ist dabei, dass sein Gemütszustand durch die spannende Situation des Gesprächs erregt wird. Wenn man nämlich im durch die situative Not gereizten Gemütszustand etwas redet, dann entsteht ein heilbringender Gedanke plötzlich quasi von selbst.<sup>24</sup> Kleist schreibt: „Ich glaube, daß mancher Redner, in dem Augenblick, da er den Mund aufmachte, noch nicht wußte, was er sagen würde. Aber die Überzeugung, daß er die ihm nötige Gedankenfülle schon aus den Umständen, und der daraus resultierenden Erregung seines Gemüts schöpfen würde, machte ihm dreist genug, den Anfang, auf gutes Glück hin, zu setzen.“ (DKV III, 536) Dieser Gedankenverfertigung ist die zielbewusste Planung, die auf Meditation oder Reflexion gründet, vielmehr abträglich. Um diesen Vorgang zu erläutern, führt Kleist verschiedene Beispiele an. Nach ihm lässt sich auch der bekannte, revolutionäre Gedanke, der in der Ständeversammlung von Mirabeau geäußert wurde und als Initialzündung zur Großen Revolution funktionierte, also dass die hier Versammelten „die Repräsentanten der Nation“ (DKV III, 536) seien, als ein Beispiel für einen solchen Prozess betrachten. Mirabeau kam dieser Gedanke gerade in dem Augenblick, als er nach der Sitzung auf den feindseligen Befehl des Zeremonienmeisters, des Vertreters des Königs, möglichst schnell den Sitzungssaal zu verlassen, reagieren musste. In dieser spannenden Notlage fängt Mirabeau „auf gutes Glück hin“ (DKV III, 536) seine Rede an, ohne zu wissen, was daraus resultiert. Während die Rede fortschreitet, gelangt er unbewusst zum Gedanken der Nationalversammlung. Diesen Prozess vergleicht Kleist mit dem experimentalphysischen Phänomen der elektrischen Auf- und Entladung. Die Wechselwirkung zwischen Mirabeau und dem Zeremonienmeister läuft nämlich

nach einem ähnlichen Gesetz, nach welchem in einem Körper, der von dem elektrischen Zustand Null ist, wenn er in eines elektrisierten Körpers Atmosphäre kommt, plötzlich die entgegengesetzte Elektrizität erweckt wird. Und wie in dem elektrisierten dadurch, nach einer Wechselwirkung, der ihm inwohnende Elektrizität-Grad wieder verstärkt wird, so ging unseres Redners Mut, bei der Vernichtung seines Gegners zur verwegensten Begeisterung über. [...] Man liest, daß Mirabeau, sobald der Zeremonienmeister sich entfernt hatte, aufstand, und vorschlug: 1) sich sogleich als Nationalversammlung, und 2) als unverletzlich, zu konstituieren. Denn dadurch, daß er sich, einer Kleistischen Flasche gleich, entladen hatte, war er nun wieder neutral geworden, und gab, von der Verwegenheit zurückgekehrt, plötzlich der Furcht vor dem Chatelet, und der Vorsicht, Raum. (DKV III, 537)

---

24 Vgl. DKV III, 535–536.

Mit dem Phänomen der elektrischen Influenz vergleichbar gemacht, erscheint die Gedankenverfertigung im Sinne Kleists als blitzartige, konvulsive Umwandlung zu einem extremen Zustand. Und schon im nächsten Augenblick, in dem die spannende Situation nicht mehr da ist, verschwindet dieser Zustand. Wie der holländische Paralytiker im *Abendblatt*-Artikel kommt auch Mirabeau zu sich, nachdem die Krisensituation vergangen ist, die sein Gemütszustand erregt hatte. Die Elektrizität taucht im naturwissenschaftlichen Diskurs um 1800 als Phänomen auf, das sich zwar beschreiben lässt, dessen Wesen aber wegen der Plötzlichkeit der Veränderung nicht zu erklären ist.<sup>25</sup> Die Wissenslücke, die in ihrer Kausalkette klafft, kann nicht gefüllt werden.<sup>26</sup> Da mit Kleists Analogisierung auch diese Eigenschaft, also das Nicht-Wissen, der Gedankenverfertigung beim Reden zugeschrieben wird, ist es konsequent, dass der Redner hier nicht imstande ist, das Ergebnis seiner Rede vorauszusehen und den ganzen Prozess zu kontrollieren. Was er tun kann, ist einzig, „auf gutes Glück hin“ (DKV III, 536) zu reden. Die Produktion wird dann dem Zufall überlassen.<sup>27</sup> Die Charakterzüge, die Kleist so der Gedankenverfertigung beim Reden zuschreibt, also Abhängigkeit von der äußeren spannenden Situation, Umschwung von einem Extrem zum anderen, Nicht-Wissen und Zufälligkeit, sind es, die auch den Gewaltausbruch des paralytischen Mannes im *Abendblatt*-Artikel profilieren, dessen

---

25 Vgl. hierzu Roland Borgards: ‚Allerneuester Erziehungsplan‘. Ein Beitrag Heinrich von Kleists zur Experimentalkultur um 1800 (Literatur, Physik). In: Marcus Krause / Nicolas Pethes (Hg.): Literarische Experimentalkulturen. Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 75–101, hier S. 87–89. Z. B. schreibt der Professor für Mathematik und Physik in Frankfurt an der Oder, Christian Ernst Wünsch, der auch Kleists Universitätslehrer war, in *Kosmologische Unterhaltungen für junge Freunde der Naturkenntniß*: „Fragt man, worin das innere Wesen der Elektrizität eigentlich bestehe, und auf welche Art sie ihre wunderbaren Wirkungen äußere: so hält es freylich schwer, darauf zu antworten, oder Etwas zuverlässiges davon zu sagen [...]“ (zitiert nach Borgards: ‚Allerneuester Erziehungsplan‘, S. 87–88).

26 Vgl. ebd.; Michael Gamper: Elektrische Blitze. Naturwissenschaft und unsicheres Wissen bei Kleist. In: KJb 2007, S. 254–272, hier S. 254–256.

27 So auch Günter Blamberger: Das Geheimnis des Schöpferischen oder: Ingenium est ineffabile? Studien zur Literaturgeschichte der Kreativität zwischen Goethezeit und Moderne. Stuttgart: Metzler 1991, S. 22; Davide Giuriato: Kleists Poetik der Ausnahme. In: Jens Ruchatz / Stefan Willer / Nicolas Pethes (Hg.): Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen. Berlin: Kadmos 2007, S. 224–240, hier S. 235; Peter Schnyder: Art. Zufall. In: Ingo Breuer (Hg.): Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart / Weimar: Metzler 2009, S. 379–382, hier S. 381.

Körper als Metapher der deutschen Nation figuriert. Die Nähe zwischen diesen Darstellungen und der Vorstellung der allmählichen Verfertigung der Gedanken ist offensichtlich.

Worum es bei der freigesetzten Kraft der Nation geht, scheint eindeutig. Gemeint ist ein Volksaufstand. Der Briefschreiber in Kleists Artikel liest die „Cabinetsordre Sr. Majestät des Königs“ (DKV III, 508), die die Einführung der indirekten Steuer fordert, letztendlich als Propagandatext, der die Deutschen zum Aufstand anstacheln soll. Die Absicht des Gesetzgebers, die hinter dem Text steckt, besteht nicht in der „Tilgung der Nationalschuld“ (DKV III, 509), sondern darin, den Deutschen die Furcht einzuflößen, dass der totale Untergang des Staates bevorstehe, und dadurch die öffentliche Meinung zu beunruhigen. Der Prozess muss dann dem Mechanismus der Nation überantwortet werden, der mit dem der elektrischen Influenz vergleichbar ist.

Die Nation ist in dieser Konzeption leicht zu affizieren und kaum zu kontrollieren. Mit dieser Vorstellung scheint Kleists Artikel in zweifacher Hinsicht im Rahmen der Diskurse um 1800 zu bleiben. Erstens: Kleists Bild der Nation teilt die Züge, die in den zeitgenössischen literarischen und politischen Aussagen über die Französische Revolution die Figur der Menschenmenge charakterisieren:<sup>28</sup>

Die Publizisten, die über die Vorgänge in Paris und in den Provinzstädten berichteten, sahen die Menge ‚in tumultuarische Bewegungen‘ ausbrechen, ohne dass dies vorhersehbar gewesen sei, wie etwa Christoph Martin Wieland formulierte; bei jeder ‚besondern (zufälligen oder durch die Cabalen der einen oder andern Parthey veranlaßten) Gelegenheit[]‘ sei Aufruhr möglich.<sup>29</sup>

Um die unkontrollierbare Gewaltäußerung durch die Menschenmenge zu veranschaulichen, die dem „Mechanismus der Selbststeuerung“<sup>30</sup> zu folgen scheint, werden oft physikalische und chemische Metaphern eingeführt.<sup>31</sup> Vor diesem „nach natürlichen Gesetzen ablaufenden Vorgang“<sup>32</sup> erweisen sich Einzelne meistens als ohnmächtig.<sup>33</sup> Georg Forster schreibt z. B. in Bezug auf die Untersuchung des Finanzpolitikers Jacques

---

28 Vgl. hierzu Michael Gamper: *Masse lesen, Masse schreiben. Eine Diskurs- und Imaginationsgeschichte der Menschenmenge 1765–1930*. München: Wilhelm Fink 2007, S. 125–211.

29 Ebd., S. 143.

30 Ebd., S. 188.

31 Vgl. ebd., S. 149, 185.

32 Ebd., S. 186.

33 Vgl. ebd.

Necker: „Als Necker dieses große, nicht zu berechnende Mobil der Volkskraft anregte, wußte er nicht, was er that.“<sup>34</sup> Diese Charakterzüge der Menschenmenge im revolutionären Frankreich, die auch den Diskurs über die Masse im 19. Jahrhundert beeinflussen sollten,<sup>35</sup> kann man auch in Kleists Vorstellung der Nation feststellen.

Zweitens: Für die Kriegstheorien um 1800 war es unvermeidlich, über das Volk zu reflektieren, das seit den Revolutions- und den napoleonischen Kriegen als neue Figur in den Vordergrund des Kriegstheaters gerückt war und die Form der Kriegsführung erheblich verändert hatte.<sup>36</sup> Dass das Volk und seine Handlungen in den kriegstheoretischen Reflexionen als unkontrollierbar und unberechenbar wahrgenommen wurden, zeigen z. B. die Aussagen von Clausewitz über die Volksbewaffnung, die diesen Charakter auch mit einer Metaphorik des Naturphänomens markieren:

Denn wenn man auch keine übertriebenen Vorstellungen von der Allmacht eines Volkskrieges hat, ihn nicht für ein unerschöpfliches, unbezwingliches Element hält, dem die bloße Heeresmacht so wenig Stillstand gebieten könne wie der Mensch dem Winde oder Regen, kurz, wenn man sein Urteil auch nicht auf rednerische Flugschriften gründet, so muß man doch zugeben, daß man bewaffnete Bauern nicht vor sich hertreiben kann wie eine Abteilung Soldaten, die aneinander halten wie eine Herde und gewöhnlich der Nase nachlaufen, während jene auseinandergesprengt sich nach allen Seiten zerstreuen, ohne dazu eines künstlichen Planes zu bedürfen. [...] Der Feind hat kein anderes Mittel gegen die Wirkungen des Landsturmes als das Absenden vieler Haufen zur Geleitung seiner Zufuhren, zur Besetzung der militärischen Stationen, der Pässe, Brücken usw. So wie die ersten Versuche des Landsturmes gering sein werden, so werden auch diese entsendeten Haufen schwach sein [...]; an diesen schwachen Haufen pflegt sich dann das Feuer des Volkskrieges erst recht zu entzünden, man wird ihrer an einigen Orten durch die Menge Meister, es wächst der Mut und die Lust, und die Intensität des Kampfes nimmt zu, bis sich der Kulminationspunkt nähert, der über den Ausgang entscheiden soll.<sup>37</sup>

Das Volk in den Kriegstheorien als Kollektiv der Partisanen ist durch die Spontanität und Mobilität im Handeln gekennzeichnet, die sich der Kontrolle durch den Schlachtplan wi-

---

34 Zitiert nach ebd.

35 Vgl. hierzu Joseph Vogl: Über soziale Fassungslosigkeit. In: Michael Gamper / Peter Schnyder (Hg.): Kollektive Gespenster. Die Masse, der Zeitgeist und andere unfaßbare Körper. Freiburg i. Br./Berlin: Rombach 2006, S. 171–189.

36 Vgl. hierzu z. B. Michael Sikora: Scharnhorst. Lehrer, Staboffizier, Reformier. In: Karl-Heinz Lutz / Martin Rink / Marcus von Salisch (Hg.): Reform – Reorganisation – Transformation. Zum Wandel in deutschen Streitkräften von preußischen Heeresreformen bis zur Transformation der Bundeswehr. München: R. Oldenbourg 2010, S. 43–64.

37 Carl von Clausewitz: Vom Kriege [1832]. Bonn: Dümmler 1972, S. 802–803.

dersetzen. Und einen der wichtigsten Bestandteile dieses Mechanismus der Selbststeuerung macht die Gemütslage der Kämpfer aus. Die „Anregung der Gemüter“<sup>38</sup> ist hier von entscheidender Bedeutung. Für Clausewitz zeichnet sich die Kriegsführung seit den Revolutions- und napoleonischen Kriegen auch dadurch aus, dass sie durch „mannichfaltige[] Zufälle[]“<sup>39</sup> verunsichert ist.<sup>40</sup> Sie unterscheidet sich so vom Kabinettkrieg im 18. Jahrhundert, in dem die Operationen der Streitkräfte „nach Modellen physikalischer Mechanik berechnet werden“.<sup>41</sup> Auch das spontane, mobile Volk gehört zu den Faktoren, die den zufälligen Charakter der neuen Kriegsführung bestärken. Kleists Artikel über die Finanzreform im *Berliner Abendblatt* macht zwar den Partisanenkampf nicht direkt zum Thema. Gleichwohl ist es nicht unmöglich, in der hier entwickelten Vorstellung der leicht zu affizierenden, unberechenbaren Menge den Einfluss der zeitgenössischen kriegstheoretischen Reflexionen zu sehen.

Es ist also nicht schwierig, die Vorstellung der Nation im *Abendblatt*-Artikel zu kontextualisieren. Interessant ist, dass hier eine unruhige Menschenmenge, die blitzartig in Aufruhr geraten kann, im offensichtlich affirmativen Sinne als Nation bezeichnet wird. Auch die Versuche der Regierung, die Wahrscheinlichkeit dieses Gewaltausbruchs zu potenzieren, werden entsprechend „preiswürdige[] und gesegnete[] Schritte[]“ genannt, „die sie zum Aufbau einer besseren Zukunft tat“ (DKV III, 510). Eine der Folgen, die die Erfahrungen im revolutionären Frankreich, genauer die Entdeckung oder die metaphorische Erfindung der ungeheuren Menschenmenge, dem politischen Diskurs der Aufklärung brachten, war „die Ausscheidung der unzuverlässigen Elemente, des ‚Pöbels‘ etc.“<sup>42</sup>, aus dem Stimm- und Wahlvolk. „„Gutes Volk‘ vs. ‚schlechter Pöbel‘ wurde zu einem

---

38 Ebd., S. 972.

39 Hartmut Böhme: Krieg und Zufall. Die Transformation der Kriegskunst bei Carl von Clausewitz. In: Marco Formisano / Hartmut Böhme (Hg.): War in Words. Transformations of War from Antiquity to Clausewitz. Berlin/New York: De Gruyter 2011, S. 391–413, hier S. 401.

40 Vgl. Hans-Christian v. Herrmann: Bewegliche Heere. Zur Kalkulation des Irregulären bei Kleist und Clausewitz. In: KJb 1998, S. 227–243, hier S. 231f.; Böhme: Krieg und Zufall (wie Anm. 39).

41 Ebd., S. 398.

42 Gamper: Masse lesen, Masse schreiben (wie Anm. 28), S. 126.

grundlegenden Dualismus der Revolutions-Berichterstattung, der eine immanente Problematik der aufklärerischen Staatstheorie drastisch vor Augen führte.“<sup>43</sup> Der niedrigen Schicht des Volkes, die sich als unruhige, dumme Menschenmenge äußert, darf der Status der Legitimationsquelle nicht zugeschrieben werden. So darf auch nach dem fortschrittlich gesinnten Publizisten Johann Wilhelm von Archenholz eine „nach höherer Cultur eifrig strebende Nation“ durch „das zufällige Betragen des Pöbels“ nicht diskreditiert werden.<sup>44</sup> Der Pöbel muss deswegen aus der Nation ausgeschlossen werden, weil sein Betragen zufällig und darum unzuverlässig ist. Wie gezeigt wurde, legt der Briefschreiber in Kleists Artikel den größten Wert auf die „Kraft der Hingebung und Aufopferung für das Gemeinwesen“ (DKV III, 509). Da die allgemeine Wehrpflicht, deren Idee aus dem Patriotismus jedes einzelnen Bürgers abgeleitet wird, theoretisch mit der Teilnahme jedes einzelnen Bürgers an der Herrschaft, d. h. mit der Volkssouveränität, im kompensatorischen Verhältnis steht, kann man davon ausgehen, dass Kleists Artikel die Nation als Träger der Souveränität betrachtet. Aber hier gibt es keine Unterscheidung zwischen Nation und Pöbel. Die Nation, also das souveräne Volk, ist mit der unruhigen Menschenmenge identisch, deren Betragen zufällig ist. Damit weicht Kleists Artikel von den gängigen Aussagen der Revolutionspublizisten ab. Seine Anekdote über den paralytischen Mann erweckt sogar den Eindruck, dass Kleist die Nation gerade wegen ihres blitzartigen, unberechenbaren Umschwungs zum Aufruhr bewundert.

---

43 Ebd.

44 Johann Wilhelm von Archenholz: Aufruhr in Mitau im December 1792. In: *Minerva*. Ein Journal historischen und politischen Inhalts, Bd. 5, 1793, S. 379–392, hier S. 379.

# „Begierde und Angst“

## Die Abjektion der Hybridität in Kleists Haiti-Novelle

Thomas SCHWARZ

Im Zentrum von Heinrich von Kleists Novelle *Die Verlobung von St. Domingo* (1811) steht die Beziehung zwischen dem Europäer Gustav von der Ried und Toni, einer hybriden Figur aus der Karibik. Im sexuellen Kontakt intensivieren sich die Emotionen der beiden mit tödlichen Konsequenzen. Zusammen mit ihrer Mutter, der Mulattin Babekan, gehört Toni zum Haushalt des ‚Negers‘ Congo Hoango. Sie engagieren sich auf der Seite des schwarzen Generals Dessalines, der 1803 während der Schlussphase der haitianischen Sklavenrevolution eine kriegsentscheidende Kampagne gegen die französische Kolonialmacht leitet. Die erzählte Zeit der Basisnarration umfasst drei Tage. Wendepunkt der Novelle ist der Moment, in dem Toni und der Schweizer Gustav, ein Offizier der französischen Armee, in der ersten Nacht miteinander schlafen. Toni wechselt die Front und schlägt sich ins Lager der Weißen. Dass Gustav die Verwicklungen der Geschichte nicht durchschaut, führt zur Katastrophe. Am Morgen des dritten Tags erschießt er Toni in der Annahme, dass sie eine Alliierte der schwarzen Revolutionäre sei. Als er seinen Fehler erkennt, richtet er die Waffe gegen sich selbst.<sup>1</sup>

Zum historischen Kontext gehört, dass sich auf Saint-Domingue im 18. Jahrhundert eine Plantokratie entwickelt hatte, die ihren Arbeitskräftebedarf über den transatlantischen Sklavenhandel deckte. Auf den Zuckerrohplantagen Haitis arbeiteten schließlich

---

1 Heinrich von Kleist. *Die Verlobung in St. Domingo* (1811). In: Heinrich von Kleist: *Sämtliche Werke*. Berliner Ausgabe, hg. von Roland Reuß und Peter Staengle, Bd. II/4, Basel: Stroemfeld / Roter Stern 1988 (= BKA II/4). Im Folgenden in einfachen Klammern zitiert. Einführend Kai Köhler: *Die Verlobung in St. Domingo*. In: Ingo Breuer (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler 2013, S. 121–128. Aus Platzgründen kann ich auf die zahlreichen Beiträge zu Kleists Novelle nicht weiter eingehen und muss hier verweisen auf den Forschungsbericht von Hansjörg Bay: *Germanistik und (Post-)Kolonialismus. Zur Diskussion um Kleists *Verlobung in St. Domingo**. In: Axel Dunker (Hg.): *(Post-)Kolonialismus und Deutsche Literatur. Impulse der angloamerikanischen Literatur- und Kulturtheorie*. Bielefeld: Aisthesis 2004, S. 69–96.

eine halbe Million afrikanischer Sklaven. Mit den Mulatten entstand auch ein hybrides Bevölkerungssegment. Im Anschluss an die französische Revolution begann 1791 in Saint-Domingue die Revolution der Sklaven. Unter dem Druck dieser Ereignisse schaffte der französische Nationalkonvent 1794 die Sklaverei in den Kolonien ab. Doch 1802 entsandte Napoleon eine Militärexpedition, um die lukrative Sklaverei wieder einzuführen. Auf der Grundlage einer mit der helvetischen Regierung geschlossenen Militärallianz verschiffte die französische Armee im Februar 1803 auch ein Bataillon Schweizer Soldaten und Offiziere in die Karibik. Nach einem zweijährigen Krieg war die erste erfolgreiche Sklavenrevolution der Geschichte mit der Unabhängigkeit Haitis 1804 abgeschlossen. Frankreich hatte zehntausende Kolonialsoldaten eingesetzt, von denen ein Großteil am Gelbfieber zugrunde gegangen war. Nur wenige Tausend sollen nach Europa zurückgekommen sein. Die Zahl der Opfer von Krieg und Bürgerkrieg unter den schwarzen Sklaven dürfte deutlich über hunderttausend liegen.<sup>2</sup>

Im Mittelpunkt dieser Untersuchung steht der emotionale Ausnahmezustand dieses Krieges, in dem sich das Personal von Kleists Novelle befindet. Der Ausnahmezustand war vor allem für die Sklaven schon vor der Revolution auch der Normalzustand. Achille Mbembe charakterisiert die Plantage als eine „paranoide Institution“, die in ständiger Angst vor dem Aufstand lebt.<sup>3</sup> Der Plantokrat verdächtigt ‚den Neger‘ jederzeit der Revolte, in einer paranoiden Projektion der eigenen Gewaltpraxis auf die Sklaven. In der Revolution von Haiti wurden die schlimmsten Alpträume der Plantokraten wahr. Mit ‚dem Neger‘ erhob sich ein Phantasma, dessen Erfindung durch die „schwarze Vernunft“<sup>4</sup> vor allem die historische Funktion hatte, der Plantokratie eine über die Hautfarbe identifizierbare Arbeitskraft verfügbar zu machen. Die Verfassung von 1805 enteignete die Potentaten. Das um seine Profite gebrachte Europa abhorreszierte die Klasse der

---

2 Vgl. David P. Geggus: Saint-Domingue und die Haitianische Revolution im atlantischen Kontext. In: Reinhard Blänkner (Hg.): Heinrich von Kleists Novelle *Die Verlobung in St. Domingo*. Literatur und Politik im globalen Kontext um 1800. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013, S. 21–36, und Birthe Kristina Büttner: Die Entdeckung Saint-Domingues in der Schweiz. Einflüsse von Kleists Zeit in der Schweiz auf *Die Verlobung in St. Domingo*, ebd., S. 107–140.

3 Achille Mbembe: Kritik der schwarzen Vernunft (2013). Übers. v. Michael Bischoff. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2015, S. 44. Dieses Phantasma des ‚Negers‘ ist gemeint, wenn ich im Folgenden die Anführungszeichen weglasse.

4 Zum Begriff ebd., S. 63.

emanzipierten Sklaven. Der europäische Kolonialismus war auch ein emotionales Regime.<sup>5</sup> Es kultivierte den kolonialen Rassismus als einen emotionalen Stil der Aversion gegenüber den Kolonisierten. Der koloniale Diskurs legt den Kolonialherren nahe, einen gesunden Abstand zu den kolonialen Anderen zu wahren und den sozialen Kontakt mit ihnen als hygienisch bedenklich zu betrachten. Die höchste Intensität der Abjektion<sup>6</sup> mobilisiert dieser Diskurs gegen das Schreckbild des Negers.

Kleists Novelle reagiert auf die Frage, welche Partei die hybride Bevölkerung im Krieg zwischen kolonialer Plantokratie und Emanzipationsbewegung ergreift. Sie problematisiert das emotionsgesteuerte Entscheidungsverfahren ihres negrophoben Protagonisten Gustav. Bei diesem löst das Abjekte des kolonialen Diskurses in Gestalt der hybriden Toni Repulsion und Attraktion zugleich aus. Die exotische Schönheit Tonis wird für ihn zu einer ekstatischen Erfahrung, die es ihm erlaubt, seine Negrophobie vorübergehend abzulegen. Die These dieses Beitrags lautet, dass sich Gustavs Schuss auf Toni am Ende der Novelle als ein Akt affektiver Abjektion erklären lässt.

Kleist hat für die *Berliner Abendblätter* einen Text übersetzt, der die Sklaverei in Amerika rechtfertigt.<sup>7</sup> In ihm spiegelt sich vermutlich die Position des Autors zur Sklavenfrage. Doch wäre es ein Kurzschluss, ihn einfach mit Gustav zu identifizieren, wie dies jüngst in einer Inszenierung der *Verlobung* am Berliner Maxim Gorki Theater geschehen ist.<sup>8</sup> Um die Handlungsweise des Personals von Kleists Erzählung differenziert vor dem historischen Problemhorizont zu begreifen, lohnt es sich, den zeitgenössischen Diskurs über die Karibik auszuleuchten. Zu nennen wäre zunächst die deutsche Übersetzung einer *Geschichte der Neger-Empörung auf St. Domingo* von Louis Dubroca.<sup>9</sup> Diese Abrechnung mit der Revolution relativiert der britische Offizier Marcus Rainsford mit seiner

---

5 William M. Reddy: *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*. Cambridge: University Press 2001, S. 121ff., 128f.

6 Vgl. Julia Kristeva: *Powers of Horror. An Essay on Abjection* [1982]. Übers. v. Leon S. Roudiez. New York: Columbia University Press 1982.

7 Louis de Sevelinges: *Ueber den Zustand der Schwarzen in Amerika* (1810). Übers. v. Heinrich von Kleist. In: *Berliner Abendblätter* 10, 12. 1. 1811, S. 38–39; die 1. Fortsetzung ebd., Nr. 11, 14. 1. 1811, S. 43–45; die 2. Fortsetzung ebd., Nr. 12, S. 47–48.

8 *Die Verlobung in St. Domingo – ein Widerspruch* von Necati Öziri gegen Heinrich von Kleist. Berlin. Regie: Sebastian Nübling: Maxim Gorki Theater 2019.

9 Louis Dubroca: *Geschichte der Neger-Empörung auf St. Domingo unter der Aufführung von Toussaint-Louverture und Jean Jaques Dessalines*. In: *Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts*, Bd. 1, 1805, S. 434–464. Teil 2 (Beschluß) ebd., Bd. 2, 1805, S. 71–158.

*Geschichte der Insel Hayti*.<sup>10</sup> Was in Publikationen Heinrich Zschokkes über die Ereignisse zu lesen war, hat der mit ihm befreundete Kleist wahrscheinlich zur Kenntnis genommen.<sup>11</sup> Zum Abgleich ziehe ich auch Missionsberichte wie den von Christian Georg Andreas Oldendorp<sup>12</sup> oder Jean-Baptiste Labat heran.<sup>13</sup> Die Ausführungen des Schweizer Justin Girod-Chantrons über eine Reise in *verschiedene Kolonien von Amerika*<sup>14</sup> sind der helvetischen Perspektive Gustavs in Kleists Novelle vergleichbar. Eberhard August Wilhelm von Zimmermann hat 1803 ein Reisehandbuch über *Westindien* vorgelegt, ohne dass der Verfasser je dort gewesen wäre.<sup>15</sup> Seine imaginäre Topographie der Karibik lässt keinen Gemeinplatz aus. Als Augenzeuge tritt der französische Reisende Charles César Robin auf, dessen Bericht seit 1810 in deutscher Übersetzung vorliegt.<sup>16</sup> Die Kontrastierung von Kleists Novelle mit dem Karibik-Diskurs ermöglicht eine genauere soziale Positionierung ihres Personals, das sich durch eine je spezifische Ökonomie der Gefühle unterscheidet.

- 
- 10 Markus Rainsford: *Geschichte der Insel Hayti oder St. Domingo*, besonders des auf derselben errichteten Negerreichs. Aus dem Englischen. Hamburg: Schmidt 1806. Vgl. ders.: *Historical Account of the Black Empire of Hayti. Comprehending a View of the Principal Transactions in the Revolution of St. Domingo with its Ancient and Modern State*. London: Albion Press 1805.
  - 11 Heinrich Zschokke: *St. Domingo, oder Hayti*. In: *Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizer-Bote* 1, 4. 1. 1805; [Heinrich Zschokke?]: *St. Domingo und die Negerklaven*. In: *Miscellen für die Neueste Weltkunde* 69, 29. 8. 1807, S. 273–274. Beschluss ebd., Nr. 70, 2. 9. 1807, S. 277–278.
  - 12 Christian Georg Andreas Oldendorp: *Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan*. Bd. 1, Barby: Laux 1777.
  - 13 Jean Baptiste Labat: *Reisen nach Westindien*. Übers. v. Georg Friedrich Casimir Schad. Bd. 3, Nürnberg: Raspe 1783, S. 219.
  - 14 Justin Girod-Chantrons: *Reisen eines Schweizers in verschiedene Kolonien von Amerika*. Leipzig: Böhme 1786.
  - 15 Eberhard August Wilhelm von Zimmermann: *Taschenbuch der Reisen oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts*. Bd. 2: *Westindien* [1802], Leipzig: Fleischer 1803.
  - 16 Charles César Robin: *Reise nach dem Innern von Louisiana, dem westlichen Florida und auf die Inseln Martinique und St. Domingo* [1807]. Übers. v. Karl Ludwig Methusalem Müller, Bd. 2, Wien: Bauer 1810.

## I. Der infame Neger

Joachim Heinrich Campe *Wörterbuch* definiert die Bewohner Afrikas 1807 als „Schwarze (*Neger*)“, die düstere Farbe habe „nichts Angenehmes“. Aufgrund dieser Konnotation habe man mit ihr schon immer „Widriges“ oder „übels“ dargestellt, beispielsweise „den Teufel“. <sup>17</sup> Der Anthropologe Johann Friedrich Blumenbach erklärt in seinen Ausführungen zur „Negerfarbe“, dass sich am „malphigischen Schleime“ der schwarzen Haut zu viel Kohlenstoff ansetze. <sup>18</sup> Die „Sonnenhitze“ macht er dafür verantwortlich, dass die Tropenbewohner „cholerisch und zum Zorn geneigt“ seien. <sup>19</sup>

In Kleists Novelle korrespondiert diese Diskriminierung dem negrophoben Habitus des Erzählers. Im ersten Satz erklärt der Chronist, dass seine Geschichte auf „der Insel St. Domingo“ angesiedelt sei, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, „als die Schwarzen die Weißen ermordeten“. Involviert sei ein „fürchterlicher alter Neger, Namens Congo Hoango“ (7). Kleists Literatur nimmt sich hier eines der infamen Monstren an, die als Rebellen der schrecklichsten Verbrechen angeklagt werden, um sie aus dem Gedächtnis der Menschen zu verbannen. <sup>20</sup> Indem der literarische Text den Diskurs der moralischen Aburteilung von Infamien zitiert, ironisiert er ihn zugleich. Der Erzähler weist darauf hin, dass dieser „von Afrika herstammende Mensch“ in „seiner Jugend von treuer und rechtschaffener Gemüthsart schien“ (7). Darunter versteht er die Unterordnung des Sklaven unter seinen Potentaten. Als Philanthrop gesteht er zu, dass Neger auch Menschen sind. Der hyperbolisch moralisierende Ton der Narration stellt die Verlogenheit des Philanthropen bloß, demontiert seine Autorität für eine postkoloniale Leserschaft und lässt eine mit Congo Hoango sympathisierende Lesart zu. Der Verweis auf seine afrikanische ‚Abstammung‘ ist ein Euphemismus, Sklavenhändler haben ihn erbeutet und verschleppt.

Ähnlich wie Kleists Erzähler hatte auch Dubroca den späteren Revolutionsführer Toussaint Louverture charakterisiert als einen Neger, der einst als Sklave von seinem

---

17 Joachim Heinrich Campe: *Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bd. 4, Braunschweig: Schulbuchhandlung 1807, S. 322.

18 Johann Friedrich Blumenbach: *Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte*. Übers. v. Johann Gottfried Gruber. Leipzig: Breitkopf & Härtel 1798, S. 95–97.

19 Ebd., S. 98.

20 Vgl. Michel Foucault: *Lives of Infamous Men* [1977]. Übers. v. Paul Foss / Meaghan Morris. In: Michel Foucault: *Power*. London: Penguin 2001, S. 157–175.

Herrn derart begünstigt worden sei, dass ihn die „Dankbarkeit“ von der „Rachsucht“ abzuhalten „schien“.<sup>21</sup> Weil er sich aber der Befreiungsbewegung angeschlossen hat, kommt Dubroca zu dem Schluss, dass er sich durch „Heucheley“ und „Treulosigkeit“ auszeichne.<sup>22</sup> Rainsford attestiert dem „afrikanischen Neger“, dass ihm als dem typischen Sklaven „Laster“ wie „Indolenz, Gefräßigkeit, Gleichgültigkeit gegen Ehre und Schande“ eigen seien. In den ambivalenten „Charakterzügen“ der infamen Neger paare sich „Falschheit“ und „Rachsucht“ mit „Dankbarkeit“ und „Treue“. Von ihrem „Muthe“ zeugten auch erinnerungswürdige Handlungen.<sup>23</sup>

Eine solche findet sich auch in Kleists Novelle, wenn es heißt, dass Hoango seinem Herrn Villeneuve bei „einer Überfahrt nach Cuba das Leben gerettet“ hat (7). Die dramatischen Umstände der Aktion verschweigt der Erzähler. Die Leerstelle wirft die Frage auf, was die Plantokraten mit einem Sklaven gemacht hätten, der seinen Herrn hätte ertrinken lassen. Kleists Erzähler informiert, dass der dankbare Villeneuve Hoango „mit unendlichen Wohlthaten überhäuft“ habe. Erneut sind die Ironiesignale des Textes unübersehbar. Ein Sklavenhalter gibt dem Neger „seine Freiheit“, die er ihm zuvor geraubt hat. Die perverse Logik der schwarzen Vernunft verlangt von ihm Dankbarkeit für die Freilassung. Villeneuve übereignet Hoango auch „Haus und Hof“, dem Usus entsprechend wohl eine Parzelle zum Gemüseanbau.<sup>24</sup> Gegen „die Gewohnheit des Landes“ jedoch habe er ihn zum „Aufseher“ seiner Plantage gemacht (7f.), eine außerordentlich gut bezahlte Stellung.<sup>25</sup> Ein Aufseher hatte die Aufgabe, unbotmäßige Sklaven auszupeitschen. Kleist hätte das im *Freimüthigen* lesen können, dem er 1811 die Erstpublikation seiner Novelle anvertraut hat.<sup>26</sup> Die Beförderung zählt zu den perfideren Gaben des Sklavenhalters, die Kleists Erzähler penetrant „Wohlthaten“ und „Beweise von Dankbarkeit“ nennt (8). Sie macht den Neger zum Komplizen seines Potentaten. Congo Hoango hat in dieser Situation keine Alternative, er muss die Position annehmen. Mbembe erklärt, dass der Neger,

---

21 Dubroca: Neger-Empörung (wie Anm. 9), Teil 1, S. 444f.

22 Dubroca: Neger-Empörung. Beschluß (wie Anm. 9), S. 118.

23 Rainsford: Hayti (wie Anm. 10), S. 122f.

24 Girod-Chantrans: Reisen eines Schweizers (wie Anm. 14), S. 101.

25 Ebd., S. 170, 172.

26 Herff.: Rezension von „V. D. C.: Examen de l’Esclavage en général et particulièrement de l’Esclavage des Nègres dans les Colonies françaises de l’Amérique. Paris 1802. In: Der Freimüthige. Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser 72, 6. 5. 1803, S. 287–288.

der sich für das Projekt der Knechtung anderer Sklaven einspannen lässt, in einem Akt „radikaler Selbstaufgabe“ und Erniedrigung sein Leben zu schützen sucht.<sup>27</sup>

Vor dem Hintergrund der Menschenfreundlichkeit Villeneuves ist es für Kleists Erzähler umso verwerflicher, dass dieser zum Opfer der „Wuth“ des „grimmigen“ Hoango wird (8). An seinen philanthropischen Maßstäben gemessen, scheint der Neger aus einem unerhörten Affekt heraus zu handeln. Es lässt sich jedoch zeigen, dass sich in das Gedächtnis Hoangos die Leidenschaft des Hasses gegen die Klasse der Sklavenhalter eingeprägt hat.

Der Chronist verwirft in einer Rückblende auch die „unbesonnenen Schritte des National-Convents“, die auf den Plantagen von St. Domingo einen „Taumel der Rache“ ausgelöst hätten (8). Diese Bewertung ähnelt dem Urteil in Zimmermanns Länderbeschreibung Westindiens. Dort heißt es, die „National-Versammlung“ habe den „wahnsinnigen Einfall“ einer „Befreyung aller Neger auf den französischen Inseln“ bekannt gegeben. Die Folge des „Geschreyes von Freyheit und Gleichheit“ sei ein „Aufwiegeln“ und eine „fürchterliche Vereinigung der Mulatten mit den Negern, gegen die Colonisten“ gewesen.<sup>28</sup> Ähnlich meint auch Dubroca, dass die „Freyheit“ in St. Domingo als „unbarmherzige Furie“ aufgetreten sei, die „Schrecken und Furcht“ verbreitet habe. Über „hunderttausend fast wilde Menschen“ seien bereit, „Barbareyen zu begehen“. Sie würden die „dunkle Nacht“ nutzen, um über die „Colonisten, die ohne Mißtrauen“ seien, wie „Löwen und Tyger“ herzufallen.<sup>29</sup> Bei Zschokke heißt es 1807 von der „Freierklärung der Sklaven“, sie habe im „Taumel der französischen Revolution“ die „Furie des Aufruhrs unter das zügellose Gesindel der Schwarzen“ getragen. Die „Pflanzungen“ seien „zerstört“, die „wilden Negerhorden“ hätten die „Europäer und ihre Nachkommen“ ermordet.<sup>30</sup> Als Reaktion auf die haitianische Revolution verbreitete sich in den barbarischen Sklavenhalterkulturen Europas eine paranoide Negrophobie.

Es ist um 1800 gang und gäbe, die Sklaverei zu befürworten, im Namen einer aufgeklärten Humanität aber Sanktionen gegen die unökonomische Misshandlung der Arbeitskräfte zu fordern. 1782 wandte sich Girod-Chantrons von Saint Domingue in einem

---

27 Mbembe: Kritik (wie Anm. 3), S. 44.

28 Zimmermann: Westindien (wie Anm. 15), S. 69f.

29 Dubroca: Neger-Empörung (wie Anm. 9), Teil 1, S. 435f.

30 [Zschokke]: Negersklaven (wie Anm. 11), S. 274.

Reisebrief gegen die „Tyranney“ der Sklavenhalter. Ihre „Grausamkeiten“ schadeten dem „Eigennutz der Herren“.<sup>31</sup> Aufseher malträtieren die Sklaven, deren Elend der Schweizer mit „Abscheu“ und „Entsetzen“ sieht.<sup>32</sup> Mit Peitschen werde unterschiedslos „auf Tiere und Negern“ eingeschlagen.<sup>33</sup> Auch Zimmermann spricht sich trotz einer endlosen Liste von Gräueltaten gegen die Sklaven nur für eine „Verbesserung ihrer Lage“ und nicht für eine „Aufhebung der Sklaverey“ aus. Befangen in der Ordnung des Diskurses über die karibischen Neger erscheint es ihm völlig rational und hinreichend zu sein, allein die „Humanität und Moralität“ der „Proprietäre“ zu fördern.<sup>34</sup>

In Kleists Novelle tötet Congo Hoango Villeneuve „eingedenk der Tyrannei, die ihn seinem Vaterlande entrissen hatte“ (8). Erzähltechnisch handelt es sich um eine extradiegetische Analepse auf Hoangos freies Leben in Afrika. An dieser Stelle spricht nicht Kleists Erzähler, sondern Hoango selbst ergreift in der hybriden narrativen Konstruktion<sup>35</sup> das Wort. Die erlebte Rede fokalisiert die Tyrannei intern aus seiner Perspektive. Auf diese Weise wird in der Erzählung der scheinbar affektgeladene Wutausbruch als reflektierter leidenschaftlicher Racheakt motiviert. Johann Christoph Adelung erklärt das Lexem „Eingedenk“ als „im Gedächtnisse behaltend“.<sup>36</sup> Die Behauptung, dass Hoango ein dumpfer „Wütherich“ (15, 22) sei, ist eine Diskriminierung, der Kleists narratives Verfahren insgesamt widerspricht.

In einem Gewaltexzess zündet dieser Neger auch das Haus seines Potentaten an, in dem Villeneuves Frau, dessen drei Kinder und die „übrigen Weißen“ der Plantage verbrennen (8f.). Doch der Erzähler ist ein unzuverlässiger Zeuge. Denn in der Matrix der Narration steht das Haus Villeneuves als Schauplatz der Novelle komplett eingerichtet zur Verfügung. Wenn Kleists Text hier nur Versatzstücke aus der Gräuelpopaganda zitiert, mit der Europa das Phantasma des Negers erfindet, könnte man die Behauptung vom

---

31 Girod-Chantrans: Reisen eines Schweizers (wie Anm. 14), S. 105.

32 Ebd., S. 106.

33 Ebd., S. 107.

34 Zimmermann: Westindien (wie Anm. 15), S. 239.

35 Vgl. Michail Bachtin: Das Wort im Roman [1934/35]. In: Ders.: Die Ästhetik des Worts. Übers. v. Rainer Gröbel u. Sabine Reese. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979, S. 154–300, hier S. 195–199, 208f.

36 Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. Bd. 1, Wien: Bauer 1811, Sp. 1702.

Mord an Frau und Kindern unter Ironieverdacht stellen. Es kann aber auch nicht in Abrede gestellt werden, dass die revolutionären Sklaven Haitis mit äußerster Aggression gegen diejenigen vorgegangen sind, die sie in Afrika gejagt und zum *instrumentum vocale* degradiert haben. Frantz Fanon erklärt, dass der Gewaltausbruch den in der kolonialen Situation Traumatisierten hilft, ihren Minderwertigkeitskomplex zu überwinden und Selbstrespekt herzustellen. Das Gebot der revolutionären Stunde verlangt nach kollektiv ausgeübter Gewalt, um die gesamte Gruppe haftbar zu machen und zur Widerstandsbewegung zusammenschweißen.<sup>37</sup> Kleists Narration schildert folgerichtig, wie Congo Hoango in Partisanenmanier „mit den Negern“ umherschweift, um solidarisch seinen „Mitbrüdern in dem Kampfe gegen die Weißen beizustehen“ (9). Der Erzähler verurteilt Hoango zwar wegen seiner „unmenschlichen Rachsucht“, mit der er alle Gegner umbringt (9). Doch im narrativen Diskurs dieser Novelle finden sich deutlich ausgelegte Spuren einer inhumanen Behandlung der Neger durch die Plantokraten. Sie geht dem Freiheitskampf voraus und motiviert ihn konsequent.

## II. St. Domingo als insularer Raum der Hybridität

Villeneuve schenkt dem verwitweten Freigelassenen Hoango als Sklavin die „alte Mulatinn“ Babekan (8). Sie ist jünger als dieser, jedoch vorzeitig gealtert, weil Villeneuve sie hat auspeitschen lassen (vgl. 29). Zur Patchwork-Familie gehören zwei „Bastardknaben“. Nanky hat Hoango unehelich „mit einer Negerinn erzeugt“, dazu kommt dessen fünf Jahre alter „Halbbruder“ Seppy (13, 55, 77). Er hat also zwei Kinder von verschiedenen Frauen, mit mindestens einer dritten war er verheiratet und mit einer weiteren lebt der infame Neger im Konkubinat.

Die „Vielweiberey“ gehört zu den europäischen Topoi der diskursiven Konstruktion der Tropen.<sup>38</sup> Oldendorp berichtete aus der Karibik, die Neger seien „fleischlichen Lüs-

---

37 Franz Fanon: *The Wretched of the Earth* [1961]. Übers. v. Constance Farrington. New York: Grove Press, 1963, S. 85f., 94.

38 William Smellie: *Philosophie der Naturgeschichte*. Übers. v. Eberhard August Wilhelm Zimmermann. Bd. 2: Berlin: Voss 1792, S. 13. Vgl. Eberhard August Wilhelm Zimmermann:

ten“ und dem „Laster“ der „Hurerey“ ergeben, „mancher Slave“ habe „zwey, drey Weiber“. <sup>39</sup> Bei den „Negernationen“ sei die „Polygamie“ verbreitet. <sup>40</sup> Girod-Chantrans kolportiert, dass kirchliche Trauungen bei Afrikanern auf den Pflanzungen selten waren, sie bevorzugten das „Konkubinat“. Als Kompensation für die Versklavung genossen sie die „Freyheit in der Liebe“, <sup>41</sup> er spricht auch von der „Geilheit“ der „Negerinnen“. <sup>42</sup> Das Narrativ von den „Ausschweifungen“ der schwarzen Sklaven problematisiert, dass ihre libidinöse Energie die Gesellschaft „zerstören“ würde, weil es nicht möglich sei, die „Vaterschaft der Kinder“ zu bestimmen. <sup>43</sup> Dieses Phantasma infamer Exzesse fungiert als Gegenbild zur offiziell monogamen Sexualmoral der Klasse des europäischen Bürgertums. In der Logik dieses Diskurses wird sie durch die Aufhebung der sexuellen Segregation in ihrer Existenz bedroht.

Die „alte Babekan“ (9) wird bei Kleist als abstoßende *vetula* eingeführt. Vater der „Mulattinn“ (9) ist ein Weißer aus Kuba (vgl. 20). 1788 hat sie die Frau Villeneuves auf einer Reise nach Paris begleitet, wo ihre inzwischen 15 Jahre alte Tochter Toni geboren wurde. Ein Marseiller Kaufmann namens Bertrand verleugnet die Vaterschaft (vgl. 27). Babekan verliert den Prozess, den sie gegen diesen französischen Bürger angestrengt hat, und Villeneuve lässt sie mit sechzig Peitschenhieben bestrafen. Die Folgen der psychophysischen Traumatisierung sind ein „Gallenfieber“ und die „Schwindsucht“ (10, 29).

---

Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen. Bd. 1: Guinea. Leipzig: Fleischer 1810, S. 238.

39 Oldendorp: Geschichte der Mission (wie Anm. 12), S. 414.

40 Ebd., S. 293. Vgl. Robert Charles Dallas: Ueber die Maroon-Neger (Auszug aus der *History of the Maroons*, London 1803). In: Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, hg. von Freyherrn von Zach, 1805, 12, S. 318–326, hier S. 325.

41 Girod-Chantrans: Reisen eines Schweizers (wie Anm. 14), S. 112. Vgl. Robin: Reisen (wie Anm. 16), S. 273: Den Sklaven verbleibe ein „Rest von Freyheit“ bei ihren „Liebschaften“.

42 Girod-Chantrans: Reisen eines Schweizers, S. 118.

43 Robin: Reisen (wie Anm. 16), S. 276: Eine „menschliche Gesellschaft, welche diese Freyheit der Sitten gesetzlich begründen wollte“, müsse ihre „Verfassung“ zugunsten neuer „Einrichtungen“ ändern, die „zu diesen Grundsätzen“ passen. – Tatsächlich hebt die haitianische Gesetzgebung von 1805 die Unterscheidung zwischen unehelichen und ehelichen Kindern auf. Vgl. Mbembe: Kritik (wie Anm. 3), S. 39. In Kleists Narration heiratet Babekan einen „Neger“ mit Familiensinn, der ihre uneheliche Tochter Toni adoptiert (27). Anders als Bertrand steht Congo Hoango zu seinen Kindern und betreibt die Revolution für sie, weshalb er auch nicht bereit ist, sie aus taktischen Gründen zu opfern.

Robin berichtet, dass die Haut der Sklaven von „Narben“ gezeichnet sei.<sup>44</sup> Bei einer „Execution“ werde „der Schuldige“ nackt an vier Pfähle gefesselt auf den Bauch gelegt, auch die „Weiber“. Bei Schwangeren mache man für den Bauch „ein Loch in die Erde“,<sup>45</sup> eine philanthropische Geste, um die Reproduktion von Arbeitskräften nicht zu gefährden. Solche Erlebnisse haben auch aus Robin keinen Gegner der Sklaverei gemacht.<sup>46</sup> Babekans „Haß“ auf „die Weißen“ ist in Kleists Erzählung auch vor der Folie des historischen Hintergrunds nur konsequent (50). In ihren Körper ist die Erinnerung an die sadistische Flagellation eingepägt. Fünfzig bis hundert Peitschenhiebe waren ein gängiges Strafmaß bei einer Züchtigung der schwarzen „Teufel“.<sup>47</sup> Kleists Erzähler spricht von einer „grausamen Strafe“ (10), die Babekan als körperliches Wrack zurückgelassen hat. Zwar werden erst „fünfhundert Streiche“ als „Todesstrafe“ betrachtet.<sup>48</sup> Doch Villeneuves Strafmaß hat den Tod Babekans billigend in Kauf genommen.

Babekans Tochter, die „Mestize“ (9) Toni, hat also einen europäischen Vater und eine Mulattin als Mutter. Mit dem Gebrauch des Begriffs ‚Mestize‘ folgt Kleists Text einer der um 1800 üblichen Nomenklaturen.<sup>49</sup> Blumenbach erklärt, die „Mischung“ könne die Haut „gelblich“ färben.<sup>50</sup> Der Missionar Labat berichtet, dass man in der Karibik als „Mulatern“ die Kinder der „Hurerey der Weißen mit den Schwarzen“ bezeichne.<sup>51</sup> Der Nachwuchs aus dieser „Vermengung“ habe „eine Art Rußfarbe“. Die Mulatten seien „den Wollüsten“ ergeben, „tückisch, boshaft“ und bereit, die „größten Verbrechen zu begehen“.<sup>52</sup> Die Kinder von „Mulatern“ und einer „weißen Person“ seien schon recht weiß.<sup>53</sup>

---

44 Robin: Reisen (wie Anm. 16), S. 288.

45 Ebd., S. 263f.

46 Ebd., S. 300.

47 Jean Baptiste Labat: Abhandlung vom Zucker. Übers. v. Georg Friedrich Casimir Schad. Nürnberg: Raspe 1785, S. 52.

48 Oldendorp: Geschichte der Mission (wie Anm. 12), S. 392.

49 Oldendorp: Geschichte der Mission (wie Anm. 12), S. 231f. Die Begriffe „Mestise“ und „Mulatte“ seien in diesem „Discurs“ auch austauschbar. Vgl. zur changierenden Begrifflichkeit Allgemeine Chronik 16, 24. 2. 1804, S. 124, Zimmermann: Westindien (wie Anm. 15), S. 61, und Robin: Reisen (wie Anm. 16), S. 278.

50 Blumenbach: Verschiedenheiten (wie Anm. 18), S. 107ff. „Mestizen“ seien die „Kinder von Europäern mit Indianern“, die Nachfahren einer Vermischung von Europäern mit Mulatten könnten auch „Mestizen“ genannt werden. Bei diesen mache sich im „schwärzlichen Teint“ auf den Wangen eine „schwache Röthe“ bemerkbar.

51 Labat: Reisen (wie Anm. 13), S. 219.

52 Ebd., S. 219f.

53 Ebd., S. 227. Das bestätigt auch Zimmermann: Westindien (wie Anm. 15), S. 66.

Da sich auch der „Stand der Mutter“ vererbt, bleiben sie „Sklaven“.<sup>54</sup> Der Pater und seine Dominikaner-Mission sind bekennende Sklavenhalter,<sup>55</sup> ihr moralisierender Diskurstyp problematisiert die Karibik als einen Raum der Hybridität mit der Behauptung, dass der außereheliche Sex der weißen Potentaten infame Verbrecher hervorbringe. Doch informiert der Reisebericht auch potentielle Plantokraten darüber, dass ihnen die koloniale Situation die Verfügungsgewalt über farbige Frauen als Arbeitskräfte und Lustobjekte sichert. Im Phantasma der schwarzen Sklavin wird die Ware Arbeitskraft erotisiert und libidinös aufgeladen. Die sprichwörtliche „Geilheit“ der „Negerinnen“ korrespondiert den Bedürfnissen der „weißen Mannspersonen“, „ihre Lust“ leicht zu befriedigen.<sup>56</sup>

In dem außergewöhnlichen Fall, dass ein „Neger“ bei einer „Weißen ergriffen“ wurde, drohte ihm in Teilen Westindiens die Todesstrafe.<sup>57</sup> Unter den weißen Eliten der Karibik war die Libertinage mit farbigen Konkubinen hingegen weit verbreitet.<sup>58</sup> Girod-Chantrans erklärt, die „Mulatinn“ sei zum „Vergnügen“ des Plantagenbesitzers da. Sie führe ihm den Haushalt und genieße sein „Vertrauen“. Als „Feindin des Africanischen Volks“ trage sie zu seiner „Sicherheit“ bei.<sup>59</sup> Der Schweizer ist ein Vertreter der klimatheoretischen Ansicht, dass die Tropen die „Begierden“ der Europäer stimulieren. Anfangs empfänden sie zwar eine „Abneigung“ gegen die „fremden Züge“ der „farbigsten Weiber“, gegen die „Farbe ihrer Haut“. Doch würden sie schließlich die Abjektion überwinden und die „farbigsten Weiber“ bevorzugen. Diese seien „von Natur lüsterner als die Europäerinnen“ und verwenden das Feld der Lust, um „Macht über die Europäer“ auszuüben.<sup>60</sup> In der Situation des Aufstands ist auf ihre Loyalität kein Verlass. Dubroca warnt davor, dass sich „Negerinnen und Mulatinnen“ an den „Gräueln“ in „gräßlichen Szenen“ beteiligen. Sie hätten mehr Weiße getötet als die schwarzen Männer.<sup>61</sup>

Bei Kleist weist Congo Hoango der Mulatinn Babekan und der Mestize Toni die Aufgabe zu, „weiße oder kreolische Flüchtlinge“ während seiner Abwesenheit hinzuhalten,

---

54 Labat: Reisen (wie Anm. 13), S. 230.

55 Ebd., S. 358.

56 Ebd., S. 220.

57 Vgl. Zimmermann: Westindien (wie Anm. 15), S. 58.

58 Mbembe: Kritik (wie Anm. 3), S. 47.

59 Girod-Chantrans: Reisen eines Schweizers (wie Anm. 14), S. 108.

60 Ebd., S. 136f.

61 Dubroca: Neger-Empörung. Beschluß (wie Anm. 9), S. 121.

um sie nach seiner Rückkehr zu töten und zu plündern (10, 46–48).<sup>62</sup> Dabei bedienen sich die Rebellen eines Tricks, der nur funktioniert, solange sich die Warnungen im europäischen Diskurs noch nicht durchgesetzt haben und hybride Frauen ambivalent beurteilt werden. Kleists Erzähler spricht von einer „gräßlichen List“. Die „junge Toni“ eignet sich wegen ihrer „ins Gelbliche gehenden Gesichtsfarbe“ besonders für dieses Täuschungsmanöver. Babekan fordert sie auf, „den Fremden keine Liebkosung zu versagen, bis auf die letzte, die ihr bei Todesstrafe verboten war“ (10).<sup>63</sup> Das Reglement der Mutter „zwingt“ (48) die Tochter zum Austausch von Intimitäten mit den Plantokraten und ihren europäischen Alliierten. Als loyale Revolutionärin hat Toni serienweise Europäer (vgl. 48f., 66) den Landesgesetzen entsprechend der „Vernichtung“ preisgegeben (50). Diese Frau als sexuell unerfahren zu bezeichnen, wird von Kleists Text nicht gedeckt. Das Gesetz verbietet ihr lediglich, sich von Sklavenhaltern penetrieren zu lassen. Es geht von der Annahme aus, dass die penetrierte Person zur Magd des Verführers wird. Wer sich in einer solchen Situation nicht beherrschen kann, gilt in der Ordnung dieses Diskurses als beherrschbar.

### III. Die philanthropischen Befürworter der Sklaverei

Die Handlung der Novelle ist im Jahr 1803 angesiedelt, als General Dessalines mit seinen „Negern“ Port au Prince angreift, den letzten Stützpunkt der französischen Kolonialmacht auf St. Domingo (10f.). Zschokke schreibt 1805, dass der „schwarze Oberbefehlshaber“ der „Insel“ alle Europäer „todgeschlagen“ habe und „die Neger jetzt allein“ herrschten.<sup>64</sup> Eine literarische Biographie charakterisiert Dessalines als *Mörder der Weißen auf St. Domingo*, der anonyme Verfasser stellt den Befreiungskämpfer ins Paradigma infamer *politischer Ungeheuer*.<sup>65</sup>

---

62 In der Regel nannte man „Menschen von europäischen Eltern in Westindien“, die „von untermischtem Blute“ seien, „Creolen“. Zimmermann: Westindien (wie Anm. 15), S. 50. Vgl. Blumenbach: Verschiedenheiten (wie Anm. 18), S. 105.

63 Vgl. „Liebkosen“ bei Adelung: „seine Liebe und Zärtlichkeit gegen eine Person durch Streicheln, Küsse und ähnliche Handlungen“ demonstrieren. Wörterbuch (wie Anm. 36), Bd. 2, 1811, Sp. 2061.

64 Zschokke: Hayti (wie Anm. 11), S. 8.

65 Dessalines, Tyrann der Schwarzen und Mörder der Weißen auf St. Domingo. Ein Gemälde aus der Gallerie politischer Ungeheuer. Ohne Verlagsangabe, 1805.

Zur Vorgeschichte von Kleists Erzählung gehört die Schilderung der Flucht Gustavs und der Plantokratenfamilie seines Onkels Strömli vor einem „Gemetzel“ an den Weißen in der Hafenstadt Fort Dauphin (29f.). Nach dem Massaker schneiden die Revolutionäre den Weißen die Fluchtroute nach Europa ab, indem sie die Schiffe in Brand setzen (vgl. 30). Sie nutzen die Insellage für ihre militärische Strategie und übernehmen simultan alle Häfen. Die Strömlis müssen sich deshalb auf dem Landweg nach Port au Prince durchschlagen, wo sich das französische Heer noch gegen die „Macht der Negern“ behauptet (30).

Die Basiserzählung setzt ein, als Gustav in einer „stockfinstern Nacht“ ans Haus von Congo Hoango tritt, der gerade einen Munitionstransport durchführt. Naiv fragt er Babekan, ob sie „eine Negerinn“ sei. Sie identifiziert sich als „Mulatinn“ und ihre „Tochter“ als „Mestize“ (12). Toni und vor allem der negrophobe Gustav befürchten in dieser mit hypertropher Schwärze ausgemalten Situation das Schlimmste (13). Er wird beim Anblick des „Negerknaben“ Nanky von „Entsetzen“ ergriffen (14). Für Gustav ist die andere Rasse ein optischer Effekt und seine Reaktion auf schwarze Haut ist handlungsentscheidend. Dieser visuelle Reiz löst bei dem Negrophoben einen Abjektionsmechanismus aus. Um ihn zu deaktivieren, richtet Toni den „Strahl“ einer Lampe auf ihr Gesicht, damit es heller erscheint (14). Sie hat die „Absicht“, Gustav erbarmungslos in die Falle zu locken (63), und er lässt sich nur „sträubend“ ins Haus ziehen. Ausschlaggebend dafür, dass er seinen Widerstand aufgibt, ist Tonis Schönheit, ihre „junge liebliche Gestalt“ (15).

Gustav gibt sich als Offizier der „französischen Macht“ zu erkennen und bedauert die Reise von seiner Schweizer Heimat auf das karibische „Eiland“ (17). Babekan wundert sich, dass es ihm gelungen ist, mit seiner „Gesichtsfarbe“ ein „in Empörung begriffenes Mohrenland“ zu durchqueren (17). Sie ahmt den Diskurs der Kolonialherren perfekt nach, mit dem diese abschätzig über die Sklavenrevolution sprechen.<sup>66</sup> Das camouflierende diskursive Verhalten Babekans fasst Elke Heckner mit Homi Bhabha als Mimikry, als eine

---

66 Vgl. Dubroca: Neger-Empörung (wie Anm. 9). Vgl. Adelung: Wörterbuch (wie Anm. 36), Bd. 3, 1811, Sp. 611f.: Ein „Mohr“ sei ein „Mensch“ von „schwarzer Gesichtsfarbe mit krausen wolligen Haaren und dicken aufgeworfenen Lippen“, auch von „Negern“ sei die Rede. Vgl. Sp. 264.

Technik antikolonialer Resistenz.<sup>67</sup> Nur scheinbar stellt sich Babekan auf die Seite der Kolonialmacht. Der einfältige Gustav verrät daraufhin die Zahl der Kombattanten seiner Kampfeinheit (18). Als ihn Babekan nach deren Lagerplatz fragt, reflektiert er zwar sein Verhalten, rationalisiert aber lediglich seine spontane Reaktion. Er meint, dass er sich ihr „anvertrauen“ könne, weil er in „der Farbe“ ihres Gesichts einen „Strahl“ seiner eigenen wahrnehme (18). Gustav glaubt deshalb, dass er es bei Babekan und Toni „mit mitleidigen Menschen“ zu tun habe, mit Repräsentanten einer bürgerlichen Moral der Empathie, die sich gegen die „Erbitterung“ der „Einwohner dieser Insel“ stellen (19).

Erneut bedient sich Babekan des Mittels der Mimikry.<sup>68</sup> Um Gustav in Sicherheit zu wiegen, greift sie seine Rede auf. Diese „rasende Erbitterung“ betreffe sie selbst, weil sie einen weißen Vater „von der Insel Cuba“ habe, was sie mit einem „Schimmer von Licht“ auf ihrem Gesicht stigmatisiere. Das gelte umso mehr für ihre „in Europa“ gezeugte und geborene Tochter (19f.). Babekan verteufelt die schwarzen Truppen als „Räuber-gesindel“ aus der „Hölle“, das sie selbst enteignen wolle (20). Den „Neger Congo Hoango“ bezichtigt sie wilder „Gewalthätigkeit“ (21). Die Mulattin und die Mestize beschimpfe er als „weiße und kreolische Halbhunde“ (21).<sup>69</sup> Gustav hält die Frauen für Alliierte, weil ihn Babekan mit dem riskant schiefen Bild zu manipulieren vermag, dass sie alle ein „Schatten von Verwandtschaft“ auf ihren Gesichtern verbinde (21). Der Schatten der Vergangenheit des Sklavenregimes trennt die drei. Doch da Toni einen europäischen Vater habe, erklärt sich Babekan bereit, Gustavs Tross Asyl zu gewähren (vgl. 24f.).

Wenn Gustav Babekans Camouflage nicht durchschaut, kann das auch der Tatsache geschuldet sein, dass der Karibik-Diskurs verschiedentlich die Loyalität der hybriden Bevölkerung versichert. Girod-Chantrans behauptet, dass die „Zwischenordnung“ auf die „Seite der Europäer“ trete und ihnen die „Ränke“ der Neger verrate.<sup>70</sup> Babekan verhält sich adäquat, wenn sie Gustav mitteilt, dass Hoango momentan „Pulver und Blei“ an Dessalines Truppen liefert (22). Toni beteiligt sich „schäkernd“ an der Täuschung. Sie

---

67 Elke Heckner: Zur Ambivalenz kolonialer Mimikry in Kleists ‚Verlobung in St. Domingo‘. In: KJb 2001, S. 226–244. Vgl. Homi K. Bhabha: The Location of Culture [1994] London: Routledge 2004.

68 Heckner, Mimikry, S. 233.

69 Vgl. zum Sprachgebrauch von ‚kreolisch‘ auch Oldendorp: Geschichte der Mission (wie Anm. 12), der erklärt, alle, die auf den „Eylanden“ geboren sind, heißen „Creolen“ (S. 232).

70 Girod-Chantrans: Reisen eines Schweizers (wie Anm. 14), S. 139.

fragt ihre Mutter, ob sich Gustav „von dem Schreck“ erholt habe (25). Babekan erklärt, dass er „thöricht gehandelt“ hätte, wenn er sich nicht vergewissert hätte, zu welchem „Volksstamm“ die Hausbewohner gehören (26). In dem ironischen Sprachspiel signalisiert sie Toni, dass Gustav alles andere als intelligent ist. Selbstsicher verrät diese daraufhin Gustav ihre Taktik und analysiert offen seinen paranoiden Projektionsmechanismus. Als sie versucht habe, dem Schwerbewaffneten bei ihrer ersten Begegnung an der Tür mit dem Lichtstrahl der Laterne eine weiße Gesichtsfarbe zu suggerieren, sei „seine Einbildung“ derart von „Mohren und Negern“ beherrscht gewesen, dass er auch eine europäische Dame „für eine Negerin gehalten“ hätte (26). Gustav demonstriert daraufhin, dass er seine Berührungängste abgelegt hat. Er drückt Toni an sich, die instruiert ist, solche Intimitäten zuzulassen.

Als Toni Gustav bittet, zu begründen, warum die Weißen so „verhaßt“ seien (30), will dieser die Sklaverei zwar nicht „in Schutz“ nehmen, doch er rechtfertigt sie als naturwüchsige Produktionsweise mit jahrhundertelanger Tradition (31). In Übereinstimmung mit dem negrophoben Diskurs um 1800 verkündet er, der „Wahnsinn der Freiheit“ habe die „Negern und Kreolen“ dazu gebracht, die „Ketten“ ihrer Unterdrückung zu brechen (31). Sie würden sich an den Weißen wegen „tadelnswürdiger Mißhandlungen“ rächen, die bloß „einigen schlechten Mitgliedern“ der Plantokratie anzulasten seien (31). Mit diesem Bekenntnis zu einer Reform der Sklaverei unter philanthropischen Vorzeichen konfirmiert Gustav das über ihn verhängte Todesurteil.

Zschokke hält die Sklaverei für eine ökonomische Notwendigkeit und vertraut darauf, dass die französische „Humanität“ das Sklavenleben „angenehm“ mache. Die „afrikanischen Neger“ seien die „faulsten Menschen“ der Erde und arbeiteten nur „unter Zwang“.<sup>71</sup> In seiner Übersetzung eines französischen Beitrags zur Sklaverei in Amerika bekräftigt Kleist 1811 für das Publikum, dass das Leben der „Neger“ auf den „Inseln“ der Karibik „angenehm“ sei,<sup>72</sup> verglichen mit dem „Elend“ unter der „Herrschaft ihrer einheimischen Despoten“ in Afrika.<sup>73</sup> Von Relativierern wie Gustav, Zschokke oder dem Übersetzer

---

71 [Zschokke]: Negersklaven (wie Anm. 11), Teil 1, S. 274; vgl. Teil 2, S. 277f.

72 Sevelinges (Kleist): Zustand (wie Anm. 7), Teil 1, S. 39.

73 Ebd., Teil 3, S. 48.

Kleist dürfen die Neger ihre Emanzipation nicht erwarten. Kleists Haiti-Novelle aber gerät mit dieser Position in Widerspruch, indem sie Gustavs naiven Humanismus als Phrase bloßstellt. Sie unterminiert den kolonialen Diskurs, dessen Verdammung des Negerfurors in Babekans Mimikry parodierend ironisiert und einem postkolonialen Gelächter preisgegeben wird.

#### IV. Infektionsangst

1802 hat eine Gelbfieberepidemie das französische Expeditionsheer dezimiert und so zur Unabhängigkeit Haitis nicht unwesentlich beigetragen. Ein Soldat berichtet 1803 aus Cap François, dass es unmöglich sei, die Revolutionäre „in offener Feldschlacht“ zu „vernichten“, da ihnen ihre „Art, Krieg zu führen“ einen entscheidenden Vorteil verschaffe: Die „barbarischen Kerle“ schlichen katzengleich im „Gesträuch“ von „Felsenklüften“ umher und agierten aus dem „Hinterhalt“. 90 Prozent der Armee aber seien nicht dem Partisanenkrieg, sondern der Seuche zum Opfer gefallen.<sup>74</sup>

In Europa verbreitete sich die Ansteckungsparanoia. Der Erlanger Mediziner Christian Friedrich Harleß warnt vor der Ausbreitung des Gelbfiebers, das ebenso bösartig wie die „orientalische Pest“ (die Cholera) sei.<sup>75</sup> Harleß behauptet von diesem „tropischen Fieber“, dass es in Amerika bevorzugt „weisse Menschen“ befallt, die „Negern“ eher nicht.<sup>76</sup> Er nimmt an, dass deren Haut aufgrund des dichten „Malphigischen Schleimnetzes“ Schutz gegen ein „Contagium“ biete.<sup>77</sup> In den *Berliner Abendblättern* erschien 1811 ein Abriss zum Gelbfieber in Europa. Der Verfasser erklärt, dass „in den westindischen Colonien“ ein „tödliches Fieber“ zu einem „schwarzen Erbrechen“ führe und wegen der symptomatischen „Gelbsucht“ das „gelbe Fieber“ heiße. Bis 1793 habe sich diese „oc-

---

74 Anonym: St. Domingo. In: Der vom Marte ausgesandte Mercurius. Historisches Wochenblatt 34, 1803, S. 693–695, hier S. 693f.

75 Christian Friedrich Harleß: Ueber die Gefahr der Ausbreitung des gelben Fiebers in Europa. Nürnberg / Sulzbach: Seidel 1804, S. 2.

76 Ders.: Untersuchungen über die Natur, Entstehung, und Ansteckungskraft des gelben Fiebers. In besonderem Bezug auf Teutschlands Vorkehrungen dagegen. Nürnberg / Sulzbach: Seidel 1805, S. 220, vgl. 242ff. Vgl. auch Harles, Gefahr, 1804, S. 19f., 36.

77 Harleß: Untersuchungen, S. 245.

cidentalische Pest“ auf „tropische Gegenden“ beschränkt. „Neger“ und „farbige Menschen“ blieben verschont.<sup>78</sup> Dem schrecklichen „Übel“ liege ein „Miasma“ oder ein ansteckender „Giftstoff“ zugrunde.<sup>79</sup>

Ein Echo findet sich in Kleists *Verlobung*. Gustav erzählt die Anekdote einer schwarzen Sklavin, die zu Beginn der „Empörung“ in Fort Dauphin am „gelben Fieber“ erkrankt sei (31). In die Metadiegesi ist eine Rückblende eingefügt, die erklärt, dass sich die Sklavin im Jahr 1800 den „Wünschen“ ihres weißen Plantokraten widersetzt hat. Der habe sie deshalb „hart behandelt“ und an einen „Creolischen“ Potentaten verkauft (31f.). 1803 habe sie am Tag des „Aufruhrs“ erfahren, dass „ihr ehemaliger Herr“, Zuflucht suche vor der „Wuth der Negern, die ihn verfolgten“. Sie lässt ihm „jener Mißhandlungen eingedenk“ die Nachricht zukommen, dass er bei ihr übernachten könne. Hier ergreift die Sklavin das Wort, die genau wie Congo Hoango in der Lage ist, einen Sklavenhalter kalkuliert zur Rechenschaft zu ziehen für das koloniale Terrorregime, das er etabliert hat. Gustav moniert, der „Unglückliche“ habe nichts von ihrer „Krankheit“ gewusst. Er verbringt eine „halbe Stunde“ in ihrem Bett mit „Liebkosungen und Zärtlichkeiten“. Plötzlich aber habe ihm die Sklavin in „wilder und kalter Wuth“ erklärt, er habe „eine Pestkranke“ geküsst, die „den Tod in der Brust“ trage. Er möge „das gelbe Fieber allen“, die ihm „gleichen“, weitergeben (32f.).

Für Rainsford gehört die „Sittenlosigkeit der Kolonisten“ zu den Ursachen der Sklavenrevolution. Er macht auf das Erscheinungsbild des Potentaten aufmerksam, der als „Wollüstling“ in die „Arme seiner weiblichen Feldarbeiter“ sinke.<sup>80</sup> Zimmermann erklärt, die „schwarze Sclavin“ ergebe sich dem Willen „fast eines jeden Weißen“, der sich nur an „die Farbe“ gewöhnen müsse. Er rühmt die „schöne Leibsgestalt“ und die „sammtne Haut“ des „schwarzen Mädchens“.<sup>81</sup> Er erzählt aber auch die Anekdote einer Sklavin, die ein „Oberaufseher fast zu Tode peitschen ließ, weil sie sich nicht seinen Lüsten preisgeben wollte.“<sup>82</sup> Die Sklavin aus Gustavs Erzählung, die solche Details ausblendet, dürfte

---

78 Kurze Geschichte des gelben Fiebers in Europa. In: Berliner Abendblätter 19, 23. 1. 1811, S. 73–75.

79 Ebd., S. 75, Schluss in: Berliner Abendblätter 20, 24. 1. 1811, S. 77–79.

80 Rainsford: Hayti (wie Anm. 10), S. 124f.

81 Zimmermann: Westindien (wie Anm. 15), S. 57.

82 Ebd., S. 104.

für ihre Weigerung in ähnlicher Weise bestraft worden sein. Sie hätte daher wie Babekan allen Grund zur Rache.

Babekan greift Gustavs Bewertung dieser Geschichte als „schauderhaft“ (31) auf und bringt „Abscheu“ über die Tat der Sklavin zum Ausdruck (33). Einmal mehr demonstriert sie ihre Kompetenz, mit der rhetorischen Technik der Mimikry den pathetischen und moralisierenden Plantokratenstil emotionaler Abjektion nachzuahmen.<sup>83</sup> Gustav nimmt Babekans Stichwort auf und verkündet, dass „nach dem Gefühl seiner Seele, keine Tyrannei“ der Weißen „einen Verrath, so niederträchtig und abscheulich, rechtfertigen könnte“. Gustav skandalisiert die Infektion mit einem „leidenschaftlichen Ausdruck“. Die Engel seien darüber so „empört“, dass eine „Rache des Himmels“ an den Sklavenhaltern ausgeschlossen sei. Stattdessen würden die Engel zur „Aufrechterhaltung menschlicher und göttlicher Ordnung“ für sie Partei ergreifen (33). Gustav rechtfertigt die Wiedereinführung der Sklaverei, indem er die Gewalt der Sklavenhalter relativiert. Die verwirrte Toni bestätigt, dass sie zu einem solchen Akt der Gegengewalt nicht fähig wäre (33). Als sie mit ihrer Mutter Blickkontakt herstellt, überkommt Gustav ein „widerwärtiges und verdrießliches Gefühl“ (34). Die Abjektion der Menschen anderer Hautfarbe setzt sich durch. Dazu könnte auch beitragen, dass er die Doppelbödigkeit der Nachahmung seines Kommunikationsstils ahnt.

Kleists Infektionsanekdote führt das Mittel des biologischen Kriegs ins Arsenal des Partisanenkampfs ein. Damals war noch nicht bekannt, dass das Gelbfieber vom Moskito *Aedes aegypti* übertragen wird. Gustav macht die schwarze Partisanin für einen Schrecken verantwortlich, den es ohne die vorangehende kollektive Terrorisierung und Traumatisierung der Neger nicht gäbe. Zu Recht erklärt Mbembe, dass die „rassistische Logik“ ein „beträchtliches Maß an Niedertracht und Dummheit“ voraussetzt.<sup>84</sup> Gustav braucht das Schreckbild der perfiden Kranken, um sein Selbstbild als christlicher Philanthrop zu kultivieren, der für die Neger nur das Beste will – ihre Versklavung.

---

83 Vgl. Robin: Reisen (wie Anm. 16), S. 272: „Die Scham vor der Lüge“ sei den schwarzen Sklaven „ganz unbekannt“, sie könnten entsprechend überzeugend wirken.

84 Mbembe: Kritik (wie Anm. 3), S. 78.

## V. Schönheit als Antidot gegen die Negrophobie

Im Reisebericht Robins heißt es, der „bloße Busen der Afrikanerinnen“ habe eine „äußerst widerliche Gestalt“. Sogar bei den „jungen Mädchen“ hänge er „wie ein Beutel bis zum Gürtel herab“. Es gebe unter ihnen kaum Frauen, „bey denen er nach unsern Begriffen von Schönheit gebildet wäre“.<sup>85</sup> Rainsford jedoch erzählt, wie er in Fort Dauphin 1799 inhaftiert wurde, als ihm ein „Engel der Barmherzigkeit“ erschienen sei, eine dunkelhäutige „Schönheit“, eine „schlanke Gestalt“ mit „einnehmenden Gesichtszügen“ und „dem herrlichsten Ebenmaß in ihren Formen“.<sup>86</sup>



*Die edle Johanna.*

Die „schöne Mulatinn“ als  
„gefühlvolle, edle Seele“

Zimmermann kolportiert, dass hybride Frauen als „verführerisch“ gelten. Er hebt das „schwarze lockige Haar“ und den „schönen gewölbten Busen“ hervor.<sup>87</sup> Eine „Ehe mit einem Weißen“ sei für sie so gut wie ausgeschlossen.<sup>88</sup> Das Frontispiz seines Buches

---

<sup>85</sup> Robin: Reisen (wie Anm. 16), S. 262.

<sup>86</sup> Rainsford: Hayti (wie Anm. 10), S. 273f., eventuell die Tochter eines Engländers.

<sup>87</sup> Zimmermann: Westindien (wie Anm. 15), S. 67.

<sup>88</sup> Ebd., S. 68.

schmückt ein Kupferstich, der die „schöne Mulattinn“ Johanna darstellt, die Geliebte eines Engländers.<sup>89</sup> Die „gefühlvolle, edle Seele“ sei die „Frucht der Liebe“ einer „schwarzen Slavinn“ und eines weißen Plantokraten.<sup>90</sup> Zimmermann erzählt die Liebesgeschichte des „englischen Capitäns“ mit dieser fünfzehnjährigen Tochter eines für seine „Tyranney“ notorischen Potentaten.<sup>91</sup> Die Blicke des Weißen hätten ihre „bräunliche Wange“ „gefärbt“. Ein „nachlässig über die Schultern geworfener Shawl“ habe meist nur die „Hälfte des schönsten Busens“ abgedeckt.<sup>92</sup> Diese „gefühlvollste und edelste Seele“<sup>93</sup> habe den erkrankten Engländer trotz des Risikos einer Infektion gesund gepflegt. Als er die Sklavin und das gemeinsame Kind nach Europa mitnehmen möchte, lehnt sie das Angebot ab. Mit 19 sei sie als Folge ihrer „Aufopferung“ verstorben.<sup>94</sup>

Kleists Erzählung verdichtet in der opferbereiten Toni solche Anekdoten aus dem Karibik-Diskurs. Als Toni Gustav ein Fußbad bereitet, beschleicht den Gast ein „Gefühl der Unruhe“ (35), denn er erkennt, dass er sich in einem Gemach des Plantokraten Villeneuve befindet. Der olfaktorische Reiz des Wassers mit „wohlriechenden Kräutern“ (35) trägt dazu bei, die Schwelle des in Gustav wirksamen Abjektionsmechanismus heraufzusetzen. Entscheidend für den Umschwung zur Sympathie ist Tonis „einnehmende Gestalt“. Als Antidot gegen Gustavs Negrophobie wirken die „dunkeln Locken“ ihres Haars, das „auf ihre jungen Brüste herabgerollt“ ist. Zwar glaubt Gustav, „nie etwas Schöneres gesehen“ zu haben, doch die abjekte „Farbe“ bleibt ihm „anstößig“ (35f.). Gustav kommt zu dem Schluss, dass es nur eine Möglichkeit gebe, Tonis „Herz“ auf ihre Loyalität hin zu testen (36). Er lässt sich auf den sexuellen Machtkampf ein, stellt haptischen Kontakt mit ihrer „Hand“ her, zieht sie offensiv „auf seinen Schooß“ (36) und umfasst „ihren schlanken Leib“ in einer Zangenbewegung (37). Zugleich verhört er sie mit der Frage nach einem „Bräutigam“ (36). Als Toni erklärt, dass sie einen reichen schwarzen Bewerber zurückgewiesen habe, fragt Gustav nur scheinbar „scherzend“, ob sie einen Weißen be-

---

89 Vgl. ebd., S. 369. Als Kupferstecher kommt Heinrich Schmidt in Frage.

90 Ebd., S. 70.

91 Ebd., S. 70f.

92 Ebd., S. 71.

93 Ebd., S. 72.

94 Ebd., S. 74f.

vorzuge (38). Toni lehnt sich mit einem „Erröthen“ an ihn, das über ihr „verbranntes Gesicht“ geht (38). Der Erzähler fokalisiert das Gesicht Tonis extern, die Bedeutung dieses Emotivs wird nicht explizit artikuliert und es gehört zur Spezifik des amourösen Diskurses, dass Gustav die Bedeutung solcher Zeichen nicht hinreichend sicher deuten kann. Das symptomatische Erröten signalisiert zumindest, dass Toni zum europäischen Lager gehören könnte.<sup>95</sup>

Gustav ist von Tonis „Anmuth“ gerührt, seine „Sorge“ weicht (38). Die „Bewegungen“, also die Emotionen, „die er an ihr wahrnahm“, führen ihn zu dem Schluss, dass Toni zu einer „kalten und gräßlichen Verrätherei“ (38) wie die Pestpartisanin nicht imstande sei. Einmal mehr ist es ein olfaktorischer Reiz, Tonis „süßer Atem“, der dazu beiträgt, dass Gustav nicht länger „beunruhigt“ ist (38). Toni rückt sich das Tuch, das sich wie bei Johanna „über ihrer Brust verschoben hatte“, zurecht (39) und drückt sich „herzlich und innig“ an Gustav (40). Schließlich überwältigt sie „ein menschliches Gefühl“ und sie umhalst ihn (43). Dass die beiden „ihre Thränen“ mischen (43), nimmt die sexuelle Hybridisierung vorweg. Der Erzähler spart die Details in einer Ellipse aus, „weil es jeder, der an diese Stelle kommt, von selbst lies't“ (43). Die Metalepse vereinnahmt die Leser als Komplizen, indem sie sich direkt aus der in den Jahren nach 1807 angesiedelten Erzählebene an sie wendet.

Jetzt ist Gustav sicher, dass von Toni nichts „zu befürchten“ ist (43). Die Penetration ist für ihn ein symbolischer Akt, dessen Bedeutung darin liegt, Toni als Alliierte in der Konfrontation mit den revoltierenden Sklaven auf seiner Seite zu wissen. Toni hat mit der Revolution gebrochen. Gustav versteht nicht, dass sie scheinbar unmotiviert zu „weinen“ beginnt. Er ahnt nicht, in welchem Konflikt sie sich befindet, hat sie doch gerade Babekans matriarchalisches Reglement übertreten (43). Gustav verspricht ihr die Ehe und legt seine Vermögensverhältnisse offen. Er ist Eigentümer von schuldenfreiem, mit einer Immobilie bebautem Grundbesitz in der Schweiz. Dann schwört er Toni ewige „Liebe“. Nur „im Taumel wunderbar verwirrter Sinne“ habe ihn eine „Mischung von Begierde und

---

95 Vgl. Blumenbach: *Verschiedenheiten* (wie Anm. 18), S. 95. Bei den weißen „europäischen Völkern“ sei die „Röthe der Wangen“ charakteristisch, die man bei anderen „Hauptklassen“ der Menschheit seltener bemerke.

Angst“, die ihm Toni eingeflößt habe, zum Sex „verführen können“ (44). In die „entsetzlichen Besorgnisse gestürzt“, bezeichnet Gustav Toni unter „Liebkosungen“ als seine „Braut“ (45). So endet die erste Nacht. Toni betrachtet sich als verlobt mit Gustav (vgl. 59). In der Ökonomie seiner Emotionen haben sich Attraktion und Abjektion zunächst die Waage gehalten. In der Ekstase des sexuellen Kontakts aber hat er seine Aversion gegen die Hautfarbe Tonis überwunden, die Infektionsangst vor der schwarzen Frau, den Ekel vor der abjekten Schwärze im malphigischen Schleim ihrer Haut.

## VI. Die Ökonomie von Affekt und Leidenschaft

In der zweiten Nacht, die Gustav im Haus von Congo Hoango verbringt, kehrt dieser überraschend zurück (vgl. 64). Babekan ist von der „Leidenschaftlichkeit“ Tonis irritiert (53) und hält sie für eine „Verrätherinn“ (65). Um den Verdacht, sie sei eine „Bundbrüchige“, zu zerstreuen, fesselt Toni Gustav ans Bett (67–69). Der erkennt nicht, dass Toni aus „Liebe“ zu ihm handelt (73). Sie warnt die Familie Strömli (74), deren sechs Kombattanten geführt von der mit einem Speiß bewaffneten Toni im Morgengrauen ihren dummen „Vetter August“ befreien (76, 83). Der Stoßtrupp nimmt die „Bastardkinder“ Hoangos als Geiseln und tötet zwei der mehr als zwanzig Neger (77–79). Toni bekennt ihren Eltern ihre Zugehörigkeit zum „Geschlecht“ des weißen Kriegsgegners (81f.).

Als sich Toni mit der schwarzen Geisel Seppy auf dem Arm ihrem Verlobten nähert, wechselt „August“ bei „diesem Anblick die Farbe“. Er wird von dem Entsetzen ergriffen, mit dem er zu Beginn der Handlung auf die Konfrontation mit Nanky reagiert hat. Der optische Effekt der Hautfarbe Seppys verstärkt Gustavs Annahme, dass Toni eine Revolutionärin sei. In seiner „Wuth“ schießt er sie mit einer Pistole durch die Brust. Dann stößt er Toni in einem äußersten Akt der Abjektion „mit dem Fuß von sich“ (84) und beschimpft sie als „Hure“ (85). Der Erzähler kommentiert den raschen Abbau der Affektintensität bei Gustav mit dem Satz, dass seine „Wuth“ auf „natürliche Weise“ einem „Gefühl gemeinen Mitleidens“ gewichen sei (86). Toni haucht „ihre schöne Seele aus“ mit dem Vorwurf, dass Gustav ihr nicht hätte „mißtrauen“ sollen (86). Dieser schießt sich in einer letzten „Schreckensthat“ in den Kopf (88f.). Der Gustav aus der ekstatischen Phase der Novelle richtet August, den negrophoben Offizier der Plantokratie.

In Kants *Anthropologie* gilt für die Ökonomie der Gefühle der Satz, dass „viel Affekt“ nur „wenig Leidenschaft“ neben sich dulde.<sup>96</sup> Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Kleists Novelle aus dem negrophoben Karibik-Diskurs eine Sprache der Abjektion übernimmt, deren Lexik von ‚beunruhigt‘ und ‚anstößig‘ über ‚abscheulich‘ und ‚widerwärtig‘ bis zu den Konzepten Misstrauen, Angst und Entsetzen reicht. Gustav überwindet angesichts der attraktiven hybriden Figur den Abjektionsmechanismus, den seine Farb Wahrnehmung auslöst. Die paranoide Affektmaschine August schießt Toni nieder, als sie mit einem Negerknaben auf dem Arm an ihn herantritt. In diesem Moment wird dieser Repräsentant des Krieges zur Restauration der Sklaverei übermannt von der Negrophobie der kolonialen Plantokraten. In seiner Phantasie hält er Toni für eine Negerin. Gustav handelt affektgetrieben. Seine Antagonisten Congo Hoango, die Pestpartisanin und vor allem Babekan handeln dagegen mit kritischer Überlegung, angetrieben von der Passion des Hasses gegen die Plantokratie.

---

96 Immanuel Kant: *Anthropologie in pragmatischer Absicht* (1798). 2. Aufl., Königsberg: Nicolovius 1800, S. 204.

# Diskussion

Thomas PEKAR

## Zum Beitrag von Yixu LÜ

Die besondere Art der Beziehung zwischen Achill und Penthesilea, die ganz im Zeichen der ‚Rätselhaftigkeit‘ (als Hauptkennzeichen Penthesileas) steht, gab Anlass zu einigen Überlegungen, inwieweit man diese Beziehung in gängige Ordnungen, sei es der Liebe, sei es der Sexualität, einpassen könne. In diesem Zusammenhang wurde ergänzend darauf hingewiesen, dass die Reglementierung der Geschlechterverhältnisse im Amazonenstaat – jedenfalls in der Darstellung Kleists – noch eine Besonderheit darstelle, insofern sich an dem sogenannten ‚Rosenfest‘ die rosenbekränzten Amazonen den von ihnen in der Schlacht besiegten Männern hingeben (um so für Nachwuchs zu sorgen). Penthesilea aber durchbreche diese Kriegs-/Liebesordnung (die sozusagen sukzessiv organisiert ist: erst ist Krieg, dann Liebe) zugunsten einer Gleichzeitigkeit von Krieg und Liebe (poetisch im Drama durch die Redewendung vom ‚Überschwärmen der Grenzen‘ ausgedrückt); dieses könne vielleicht paradigmatisch in Hinsicht auf die Überschreitung von gesellschaftlichen Liebesordnungen und Sexualitätsdispositiven überhaupt bei Kleist gelesen werden.

## Zum Beitrag von Thomas PEKAR

Die Diskussion konzentrierte sich auf Kleists rätselhaften Schlusssatz der Novelle. Es wurde zum einen erwogen, ob dieser Satz ironisch gemeint sein könne. Zum anderen wurde, dann auch im Zusammenhang mit der Paradies-Thematik, die Überlegung entwickelt, ob Kleist den von dem frühen christlichen Gelehrten Origenes stammenden Gedanken der *apokatastasis panton* (der Wiederherstellung aller bzw. Allversöhnung) gekannt habe, der z.B. seinen Ausdruck in der vor allem apokryph und volkstümlich überlieferten Vorstellung vom Abstieg Christi in die Unterwelt finde (der im Übrigen auch in der später gestrichenen Schlussstrophe von Schillers Ode *An die Freude* zu finden ist, wo es heißt:

„Allen Sündern soll vergeben, / und die Hölle nicht mehr seyn“). Die Frage nach möglichen Beziehungen zwischen Origenes und Kleist konnte die Diskussion nicht beantworten.<sup>1</sup>

### **Zum Beitrag von Arne Klawitter**

Der Frage, inwieweit im *Kohlhaas* die Hoffnung auf eine bessere Ordnung zum Ausdruck komme, wurde entgegengehalten, dass der Rosshändler sich selbst bereits außerhalb der bürgerlichen Ordnung gestellt habe und dass es ihm nicht um die Rettung einer solchen Ordnung gehe. Am Ende stellt der Erzähler – ironisch? – in Aussicht, dass den Kindern von Kohlhaas, in den Ritterstand erhoben, Wiedergutmachung widerfahren werde und sie das Recht erhalten, für das der Vater in den Krieg gezogen war. Ironisch ist das zu lesen, weil die Kinder die Ordnung akzeptieren, gegen die der Vater seine Waffen ergriff. Weiter wurde über die Unzuverlässigkeit des Erzählers in diesem und in anderen Texten anhand von verschiedenen Beispielen mit wechselnden Argumenten diskutiert.

### **Zum Beitrag von Hirosuke Tachibana**

Es wurde problematisiert, was für Kleist überhaupt der beste zu erreichende politische Zustand war. Eine ständische Gesellschaft, wie es sie bereits im alten Kaiserreich gab? Die Demokratie? Oder die Unordnung selbst? In diesem Zusammenhang wurde der Begriff des ‚Ausnahmestands‘ ins Spiel gebracht, der für Kleist im Sinne der Formauflösung oder Zerstörung der repräsentativen Ordnung interessant gewesen sein mag. Die Diskussion ergab, dass verschiedene Kleist'sche Vorstellungen (wie die von dem Torbogen, der paradoxerweise im Sturz aller Steine seinen Halt bekommt, oder die von der

---

1 Die Nachrecherche ergab allerdings, dass es wenige Forschungen zu einer solchen Beziehung gibt: Tatjana Georgievskaja: *Josephe als Sünderin und Heilige in Heinrich von Kleists Erzählung *Das Erdbeben in Chili**. München: GRIN Verlag 2014 und: Heinz Dieter Kittsteiner: *Die Tode in Kleists Novelle *Der Findling**. In: Lothar Jordan (Hg.): *Sterben und Tod bei Heinrich von Kleist und in seinem historischen Kontext*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 139–160, hier S. 159f. Zu Origenes als wichtige theologische Hintergrundfigur im 18. Jahrhundert überhaupt vgl. u. a.: Dieter Breuer: *Origenes im 18. Jahrhundert in Deutschland*. In: *Seminar* 21, 1985, S. 1–30.

Elektrizität, die die plötzliche Umwandlung von einem Extrem in ein anderes bezeichnet) das Formentstehen in der Formaflösung benennen könnten, dass sich also im Augenblick der Formaflösung im Ausnahmezustand eine neue Form herauskristallisiert.

### Zum Beitrag von Thomas SCHWARZ

In der Diskussion herrschte Einigkeit, keine voreiligen Rassismus-Vorwürfe gegen Kleist zu erheben.<sup>2</sup> Kleist habe verschiedene Quellen verwertet, die nicht einheitlich als ‚rassistisch‘ zu bewerten seien und in denen unterschiedliche Positionen zur Haitianischen Revolution zum Ausdruck kamen: Während der französische Schriftsteller Jean-Louis Dubroca die aufständischen Sklaven scharf verurteilte, brachte ihnen der englische Offizier Marcus Rainsford auch Sympathien entgegen, und auch der deutsche Philosoph Christoph Meiners beschäftigte sich mit den Freiheitsrechten der Farbigen. Die Diskussion hat bekräftigt, dass sich Kleists vom heutigen Sprachgebrauch abweichende Verwendung von Begriffen wie ‚Mulatte‘ oder ‚Mestize‘ so auch in der zeitgenössischen Nomenklatur der deutschen Anthropologie findet, also mithin nicht falsch ist.

---

2 Vgl. dazu auch Peter Horn: Hatte Kleist Rassenvorurteile? Eine kritische Auseinandersetzung mit der Literatur zur *Verlobung in St. Domingo*. In: Monatshefte 67/2, 1975, S. 117–128; Ruth Klüger Angress: Kleist's Treatment of Imperialism. *Die Hermannsschlacht* and *Die Verlobung in St. Domingo*. In: Monatshefte 69/1, S. 17–33; Ray Fleming: Race and the Difference It Makes in Kleist's *Die Verlobung in St. Domingo*. In: *The German Quarterly* 65/3–4 (1492–1992: Five Centuries of German-American Interrelations) 1992, S. 306–317.



# Autorenverzeichnis

Arne KLAWITTER ist nach Stationen in Beijing, Fukuoka und Kyoto Professor für neuere deutsche Literatur und Medien an der Waseda University in Tokyo. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören u. a. die poststrukturalistische Literaturtheorie, vgl. dazu (zus. mit Michael Ostheimer): *Literaturtheorie – Ansätze und Anwendungen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, sowie der west-östliche Kultur- und Wissensaustausch, vgl. *Ästhetische Resonanz. Zeichen und Schriftästhetik aus Ostasien in der deutschsprachigen Literatur und Geistesgeschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015.

Yixu LÜ lehrt als Professor of Germanic Studies an der University of Sydney und war vom 20. Mai bis zum 11. Juni 2019 an der University of Tokyo (Komaba) zu Gast im Rahmen eines International Fellowship for Research in Japan, gefördert von der Japan Society for the Promotion of Sciences (JSPS). Seit 2017 ist sie Fellow of the Australian Academy of Humanities (FAHA). Sie hat neben Beiträgen zum *Kleist-Handbuch* unter anderem folgenden Band publiziert (Herausgeberschaft zusammen mit Alison Lewis, Anthony Stephens und Wilhelm Voßkamp): *Wissensfiguren im Werk Heinrich von Kleists*. Freiburg: Rombach 2012.

Thomas PEKAR ist Professor für deutsche Literatur- und Kulturwissenschaft an der Gakushuin-Universität, Tokyo. Zuvor war er an verschiedenen anderen Universitätsstandorten tätig, neben Japan auch in Deutschland und Südkorea. Zahlreiche Publikationen im Bereich der interkulturellen Germanistik, zuletzt zusammen mit Mechthild Duppel-Takyama und Wakiko Kobayashi (Hg.): *Wohnen und Unterwegssein. Interdisziplinäre Perspektiven auf west-östliche Raumfigurationen*. Bielefeld: Transcript 2019.

Thomas SCHWARZ war DAAD-Lektor in Südkorea und Indien. Über seine Stelle an der University of Tokyo (Komaba) hat er das Fellowship von Professorin Yixu Lu betreut. In seiner wissenschaftlichen Arbeit verbindet er postkoloniale Studien mit emotionstheoretischen Ansätzen, vgl. *Ozeanische Affekte. Die literarische Modellierung Samoas im kolonialen Diskurs* (2013). Berlin: Teia <sup>2</sup>2015.

Hirosuke TACHIBANA unterrichtet als Lehrbeauftragter unter anderem an der Keio-Universität (Tokyo) und der Tokyo University of Technology, sein Forschungsgebiet ist das Politische bei Heinrich von Kleist. Er war Promotionsstipendiat des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) an der Universität Würzburg, vgl. seine Publikation „Die eingebildete Herrschaft des Menschen. Kleists ‚Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden‘.“ In: *Keio-Germanistik Jahresschrift* 31/3, 2014, S. 55–76.

日本独文学会研究叢書 138号  
2020年6月6日発行  
© 2020 一般社団法人日本独文学会

*Studienreihe der Japanischen Gesellschaft für Germanistik*

Nr. 138

Alle Rechte vorbehalten

© 2020 Japanische Gesellschaft für Germanistik e. V. Tokyo

## Gefühlsunordnungen

Heinrich von Kleist und die romantische Ökonomie der Affekte

### 感情の無秩序

— ハインリヒ・フォン・クライストと情動のロマン主義的エコノミー —

編集 Thomas PEKAR / Thomas SCHWARZ

[トーマス・ペーカー / トーマス・シュヴァルツ]

発行 一般社団法人日本独文学会

〒170-0005

東京都豊島区南大塚3-34-6-603

電話 03-5950-1147

メールフォーム <http://www.jgg.jp/mailform/buero/>

Satz und Layout dieser Edition: Thomas SCHWARZ



**SrJGG**

ISBN 978-4-908452-28-4